

Portrait



Roubama Baba-Traoré war die erste Frau in Togo, die Fußballspiele live kommentierte und eine der wenigen Frauen, die allein floh. ►► Seite 3

Frühling



Arabischer Frühling, Aufbruch in Tiflis, Madison, Freiburg und weiteren Metropolen. ►► Seiten 4–9

Hilfe



Eine spionierende Seniorin und Hilfe für Geflüchtete auf Augenhöhe in Istanbul und in Freiburg. ►► Seiten 10–11

Im Gespräch



Klaus Theweleit über starke Männer, Dschihadisten, Pegida, und »post-faktische« Lügen. ►► Seiten 12–13



▲ Aufbruch mit Kraft, Mut und Freude. Die Natur zeigt uns, wie es geht.

Foto: kwasibanane

ربيع
 Пролеће Primăvară **Lenz** Spring Весна
 Sezon prentan Pranverë Vår Tavasz Primavera
 Udaberri Friejhohr Bihar Άνοιξη İlkbahar გაზაფხული

Gab es früher keine geflüchteten Menschen in Deutschland? Doch, auch wenn meistens entfernt von heutiger Größenordnung. Aber es gab sehr wenige Menschen, die Flüchtlingshilfe geleistet haben. Und wenn jemand von denen von »dem ganzen Elend« bei einer Party sprach, »wurde der Raum schnell leer«. (Helga Gebert, InZ 6, 2011) Jetzt schwatzt bei einem Mittelschicht-Geburtstag fast jeder Gast lässig über »seine/n Geflüchtete/n«. Deutschland ändert sich wie auch Europa. Positive Änderungen sollte

man sehen, behaupteten viele im Forum-Gespräch der **InZeitung**. Es gibt heutzutage viel mehr Chancen für Migranten und wenige Grenzen. Der Fremdenhass hat abgenommen – alle, die länger als 10 Jahre in Deutschland leben, sind sich hier einig. In unserem Interview vertritt der bedeutende politische Denker Professor Klaus Theweleit die gleiche Ansicht: Die deutsche Bevölkerung sei im Vergleich zu früher liberaler, »der Giftpegel sank«. Nicht, weil wir alles schönschreiben wollen, haben wir im **InForum**

entschieden: Alle sprechen über Krisen, wir sprechen über Neuanfänge. Der Drang zu Dramatisierung der Probleme und zum Sensationalismus hilft nur, Feindbilder zu schaffen. Dank der »völkischen« Rhetorik brennen in Deutschland seit 2015 wieder zahlreiche Unterkünfte von Geflüchteten. Wir haben eine große Verantwortung populistische Ideen nicht zu promoten, sondern ihnen entgegen zu steuern. Auch für Neuankömmlinge sind Aufbruch, Emanzipation, das Auf-

leben der inneren Freiheit brennende Themen, wie zum Beispiel in unserem Portrait einer allein geflüchteten Frau auf Seite 3. Dass ein Neuanfang gleichzeitig ein Ende bedeuten kann und eine Tafel Schokolade sehr bitter schmecken kann, haben wir in unserem Schwerpunkt nicht vergessen. Doch schließen wir uns den Beschwerdechören nicht an und besingen den Frühling – eine Jahreszeit, in der ein großer Teil der Menschheit ein *Neues Jahr* feiert. Viel Kraft bei Ihren Neuanfängen.

Pressum

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

ViSDP: Viktoria Balon

Redaktion: Viktoria Balon, Carmen Luna, Melisa Mustafovic, Alexander Sancho-Rauschel, Susanne Einfeld, Barbara Peron, Gerd Süßbier, Denise Nashiba, Kirill Cherbitski, Murat Küçük

Grafik und Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat und Korrektorat: Susanne Einfeld

Kontakt zur Redaktion: inzeitung@googlemail.com

Die InZeitung erscheint drei Mal jährlich als Beilage zum Amtsblatt und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt. Sie ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 21. April 2017

Auflage: 108 000

Druck: Freiburger Druck GmbH

Leserbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

Zu Was wir nicht gedruckt haben, INZ 20

■ Abgesehen von der fragwürdigen Behauptung, dass die Juden für den Krieg in Syrien verantwortlich seien, kann ich in den von Ihnen als »negative Beispiele« bezeichneten Aussagen nichts Kritikwürdiges finden. Im Gegenteil zeigen sie, dass nicht alle Migranten von einer globalsozialistischen Multikulti-Ideologie begeistert sind, sondern dass manche die Probleme erkennen, die wir uns durch eine ungesteuerte und übermäßige Zuwanderung geschaffen haben. Dass diese Probleme existieren, kann kein vernünftig denkender Mensch bestreiten. Von einer »respektlosen Ausgrenzung« oder »Xenophobie«, wie Sie unterstellen, kann hier keine Rede sein. Solche Aussagen sollten nicht verschämt ausnahmsweise als »Mahnung« gedruckt werden, sondern selbstverständlicher Bestandteil eines pluralistischen Diskurses sein, der auch Ihrer Zeitung gut anstehen würde.

Dr. Klaus Miehl, Lautsprecher ausl. der Verein gegen Zwangsbeschallung

Zu Bio-Diktat, INZ 20

■ Zuerst mal ein großes Kompliment, besonders für Eure aktuelle Ausgabe, die ich richtig klasse finde und wovon ich auch hier im Treffpunkt Freiburg für bürgerschaftliches Engagement gleich ein paar Exemplare ausgelegt habe (aus den übriggebliebenen Amtsblättern in unserem Mehrfamilienhaus). Tolle Arbeit!

■ Sehr geehrte Frau Cronelli, Ich kann gut nachvollziehen, dass Sie sich eher dafür entscheiden, Ihren Kindern Besuche ihrer Großeltern zu ermöglichen und dann bei den Ernährungskosten zu sparen. Sie schreiben auch von den »unbewiesenen Gesundheitsvorteilen« der biologisch angebauten Nahrungsmittel. Baden-Württemberg ist derzeit das einzige Bundesland, das jedes Jahr in seinem staatlichen Labor eine bunte Mischung von Obst, Gemüse etc. auf Rückstände von Pestiziden untersucht, aus konventionellem im Vergleich zu biologischem Anbau. Das Ergebnis ist immer das Gleiche: die konventionelle Ware ist um ein Vielfaches höher belastet und

oft ist eine Spritzmittelbelastung in biologischer Ware gar nicht nachweisbar. Dazu kommt der sogenannte Cocktail-Effekt, wenn mehrere Gifte gleichzeitig im Körper zusammenwirken. Das kindliche Immunsystem ist noch im Aufbau und auf viele Chemikalien reagieren Kinder empfindlicher als Erwachsene. Wenn man sich Bioware für die ganze Familie nicht leisten kann oder möchte, ist es deshalb gut ausgegebenes Geld, beim Essen nur für die Kinder auf Bioware zu achten. Jetzt haben sie noch keine Wahl und später können sie dann selbst entscheiden.

Barbara Wimmel, Halb-US-Amerikanerin, Freiburg



Foto: kwasibanane



In eigener Sache

Sind Vorurteile eigentlich typisch?

Ein Radiofeature von Andrea Edler über die Inzeitung wird am 21. April um 10:05 Uhr bei SWR2 in der Sendereihe Tandem ausgestrahlt.

► Nachhören kann man die Sendung im SWR-Podcast: www.swr.de/swr2

Wir danken

den SpenderInnen:

Dr. Walter und Elenor Jacoby (München)

Unterstützen Sie

mit Ihrer Spende MigrantInnen als Akteure in den Medien.

- Ab 18€ Jahresbeitrag sorgen Sie für verlässliche Planung und langfristige Absicherung der Zeitung. Die InZeitung kommt immer zu Ihnen nach Hause.
- Mit einer Spende ab 100€ tragen Sie aktiv zur Mitfinanzierung der nächsten Ausgabe bei.
- Auch jeder kleine Beitrag hilft die InZeitung zu erhalten.

Spendenkonto: InForum e.V.

Stadtkasse Freiburg

IBAN DE55 6805

0101 0013 3881 59

BIC FRSPDE66XXX



Aus dem MMB

Stadtgespräche

Von Dejan Mihajlovic

Bei den MMB-Stadtgesprächen sollen regelmäßig Expert*innen zu gesellschaftspolitischen Themen – unter dem Aspekt der Integration – eingeladen werden, um allen Freiburger*innen einen interkulturellen Dialog zu ermöglichen.

Diese Veranstaltungsreihe eröffnete das Gespräch mit Ismail Küpeli: Entwicklungen in der Türkei – Bedeutung für unsere Gesellschaft am 31. März 2017. Ismail Küpeli ist Politikwissenschaftler und Journalist. Er analysiert die Konflikte in der Türkei und im Nahen und Mittleren Osten. Durch seine Arbeit im und außerhalb des Webs hat er nicht nur enorme Aufmerksamkeit, sondern auch eine hohe Wertschätzung erreicht.

Nach einem Impulsvortrag über die Entstehungsgeschichte der aktuellen Lage in der Türkei fand mit dem bunt gemischten Publikum ein Gespräch in lockerer Atmosphäre statt, in dem auf die Situation der in Deutschland bzw. in Freiburg lebenden türkischen Bevölkerung eingegangen und die daraus resultierenden gesamtgesellschaftlichen Fragen diskutiert wurden.

► facebook: Migrantinnen und Migrantenbeirat der Stadt Freiburg

Anzeige

Freiburg Cup

Genieß den Kaffee müllfrei.

www.freiburgcup.de

Freiburg

ASFS

Becher zurück Mehr weg to go Brand zurück

► Ich war die erste Frau in Togo, die Fußballspiele live kommentierte.«

Foto: Svetlana Boltovskaja

von Viktoria Balon

Kennen gelernt habe ich Roubama Baba-Traoré durch Ihr Praktikum bei Radio Dreyeckland. Sie arbeitete entschlossen und fleißig. Sie kam täglich aus dem Münstertal und ließ ihre zweijährige Tochter bei einer freiwilligen Tagesmutter. Immer korrekt und positiv, hat sie ab und zu ein Lächeln im Gesicht, was ihre kecke Seite verrät. Es gibt sehr wenige Frauen, die das Tabu brechen, ohne Verwandte zu fliehen. Roubama ist eine von ihnen. Während des Interviews wurde mir klar, dass Roubams eigene Sprache die beste für ihre spannende Aufbruchsgeschichte ist.

Meine Kindheit verbrachte ich mit meiner Mutter in Kamerun. Mein Vater und die ganze Familie gehörten dort zur Muslimischen Minderheit aus Nord-Togo. Als ich dorthin zurück musste, um Abitur zu machen, habe ich mich zu Hause fremd gefühlt. Alte Leute, die nach dem Beten draußen sitzen, müssen immer was sagen. Ich, die immer Hose statt traditionellem Rock trug, war nicht gut für sie. Sie sagten, mein Vater hätte ein Kind verloren, obwohl ich da war. Die Nachbarn haben immer gefragt: »Wieso soll sie in die Schule, wieso will sie nicht heiraten? Was ist das für eine Schule?« Mein Vater ist Hochschul-Professor – er unterstützte mich. Aber meine Stiefmutter sagte nur: »Was ist das für ein Kind!« Sie selbst ist nie zur Schule gegangen, hat keine Probleme damit, nur Hausfrau zu sein. Mein Vater hat zehn Kinder von drei Frauen. Sie hat aus ihrer typischen traditionellen Ehe das Maximum gemacht, sie hat gewonnen: beide anderen Frauen sind weg, sie ist Madam forever. Sie hat keine andere Wahl gehabt – ich schon.

Anfangen habe ich als Aushilfe bei einem TV-Sender, und nach ein paar Jahren haben sie mir eine Journalistik-Schule bezahlt. Morgens Schule, abends arbeiten, ich war so begeistert, so drin. Mein Chef hat mir angeboten, in der Abend-Show Sportthemen fünf Minuten zu präsentieren. Bald durfte ich bei Sport Desk mitmachen. Ich führte mit Männern Debatten über Fußball und sie wunderten sich: »Woher kommt sie?« Bis ein erfahrener Sportjournalist, Jean-Marie Eloh, sagte: »Ich bringe dir bei, wie man einen 90-Minuten-Spielkommentar mit Analyse macht.« Ich war die erste Frau in Togo, die Fußballspiele live kommentierte. Am Ende leitete ich eine Abteilung mit neun Männern. Bis heute fragen Fußball-Fans bei Facebook: »Wo bist du?«



Die Reporterin

Roubama Baba-Traoré gibt allein-geflüchteten Frauen eine Stimme

nicht ehrgeizig, Muslima sollten nicht so sein.« Ich antwortete: »Ich denke darüber nach.« Klar, sie wird mit anderen reden, aber es ist mir egal. Ich will mein Leben weiter aufbauen.

Heirat kann eine gute Sache sein, aber wenn du nach Deutschland kommst und einen Mann hast, wer darf dich dominieren? Oder dich schlagen? Wahrscheinlich duldest du es noch ein paar Jahre, wegen der Tradition, aber dann willst du frei sein wie die anderen hier. Ich kenne viele Frauen, die sehr traurigere tiefe Geschichten haben. Ich bin froh, meine Geschichte zu erzählen, weil es diesen Frauen eine Stimme gibt. Ich kann Muslima sein, aber mit der europäischen Tradition von Frauenfreiheit. Es gibt immer mehr junge Afrikanerinnen, die in Klubs gehen, Piercing tragen ... in 5–10 Jahren haben wir noch mehr Muslima hier – allein und frei.

Integriert

Ich habe gedacht, mit meinem Journalismus-Diplom kann ich hier was anfangen. Am Anfang war ich sehr enttäuscht. Aber da ich schon da bin, muss ich unbedingt Erfolg haben. Ich habe alle Deutschkurse, bis zur vorletzten Stufe, und dann noch einen Berufsvorbereitungskurs in der Deutschen Angestellten Akademie absolviert, als Zweitbeste in der Klasse: Sprache, EDV und das Praktikum.

Neulich war ich wegen meiner Aufenthaltserlaubnis im Landratsamt. Ich erzählte darüber, und dass ich Deutsch B2 machen will. Die Mitarbeiterin sagte: »Das brauchen sie nicht. Was für Kurse? Versuchen Sie lieber was Einfaches zu arbeiten!« Ich war überrascht: Für die DAA-Kurse hat das BAMF mein Stipendium bezahlt. Haben sie dort keine Koordination? Ich war so traurig und so wütend, ich habe geweint und laut mit mir selbst gesprochen: Sagen sie nicht jeden Tag »Integriert euch«, wieso haben sie nicht gleich gesagt, dass ich hier nur putzen darf?

Jetzt mache ich eine eigene Sendung auf Französisch und Dank Radio Dreyeckland bleibe ich Journalistin, das hält mich lebendig. Ich führe einen Blog darüber, wie sich Afrikanerinnen in Europa engagieren; was sie sozial und politisch für ihre Länder beitragen können, damit Menschen auch zuhause glücklich werden können.

Auf der FLUCHT

Einmal moderierte ich eine Debatte, es ging um eine Korruptionsgeschichte auf Regierungsebene während einer Wahlperiode. Danach bekamen alle beteiligten Journalisten Probleme. Mich hat eine Nachbarin gewarnt, dass Männer in Zivil schon bei mir zu Hause waren. Zuerst versteckte sie mich, dann flüchtete ich über Benin. Durch die Solidarität von dortigen Journalisten bekam ich ein Visum, und mit allen Ersparnissen kaufte ich ein Flugticket nach Europa. Nach ein paar Stationen und Flüchtlingsheimen bin ich nach Münstertal gekommen, wo ich schon zweieinhalb Jahre ganz gerne lebe. Den Münstertälern Esther Krämer, Silvia Ortlieb, Familie Stolba und Endmann verdanke ich viel. Sie haben Licht in mein Leben gebracht.

Als Muslima sollte ich nicht allein flüchten, sollte nicht so weit weg von meiner Familie sein. Aber ich bin schon durch meinen Beruf emanzipiert. Die Zeit vergeht, die Dinge ändern sich: Ich bin Muslima, aber ich lebe mit dem Islam, so wie ich ihn fühle, und nicht nach der Tradition. Am Anfang, im Erstaufnahmelager, vergisst man die Religion, man denkt nur an den nächsten Tag: Jeden Moment können sie dich deportieren. Man fühlt Solidarität mit anderen Ausländern und hat dieses Gefühl des »zerbrochenen Traums«. Man dachte, alles wird Honig in Europa – und wenn man im Lager realisiert,

was passiert ist, hat man einen Schock. Viele afrikanische Brüder gehen deshalb zuerst in Clubs: Menschen treffen, freundschaftliche Beziehungen machen, Frauen sehen ... ob da die Hoffnung auf Liebe und Familie ist ... Die Religion kommt später, wenn mehr Stabilität da ist.

Allein und frei – mit Baby

Ich habe hier einen Mann getroffen, einen Togolesen aus Frankreich. Als ich schwanger war, war ich so glücklich: Mit 33 Jahren war es fast schon zu spät. Man sagt: Journalistinnen können keine Mütter sein, aber ich bin mit dem Baby sogar viel organisierter geworden. Meine Verwandten in Togo wissen nicht, dass ich wieder allein bin – sie denken, ich bin immer noch mit dem Vater von Efy zusammen. Irgendwann werden Efy und ich dorthin reisen und unsere Geschichte erzählen. Jetzt ist das nicht möglich.

Viele denken, Frau allein: Schlampe. Allein mit einem Baby: noch schlimmer. Im Deutschkurs fragte mich ein afghanischer Kollege mal: »Bist du Muslima? Warum nicht verheiratet?!« Ein anderer Junge aus Syrien: »Hast du keinen Mann? Der Vater vom Baby?« – »Nein, es geht mit ihm nicht mehr«. Ich sah, wie schwierig es für sie war, das zu verstehen.

Eine Togolesin rief mich an: »Du bist ein gutes Mädchen, aber es ist jetzt Zeit für dich jemanden zu heiraten. Sei



Der Frühling und die Farben der Welt

Von europäischem Pluralismus bis zur arabischen Revolution

▲ Sonne, Licht, grüne Wiesen und bunte Blumen. Frühling im Allgäu. Foto: kwasibanane

von Murat Küçük

Der Frühling bringt gute Gefühle, das kennen wir alle. Sonne, Licht, grüne Wiesen und bunte Blumen wirken auf uns und wir wollen raus: etwas Schönes erleben, uns verlieben und das Leben genießen. So ist die Natur.

Nun ist Fasnacht vorbei, wir haben alle bösen Geister der kalten Winterzeit vertrieben, damit der Frühling kommen kann. Hier in Deutschland lebt diese gute alte Tradition. Verknüpft mit modernen Zeiten, mit Humor, Politik und Lebensfreude. Alle Welt hat ähnliche Sitten und Rituale, um den Frühling zu begrüßen. Mit bunten Eiern gehört auch Ostern dazu.

Nevruz, Newroz, oder Nouruz, je nach Land, Nation und Sprache: ein Neuer Tag. Und wo kalendarisch der Winter endet und der Frühling beginnt, wird gefeiert. Eine uralte Tradition im persischen, kurdischen und türkischen Raum bis weit nach Zentralasien in islamisch geprägte Regionen, auch im Balkan und Kaukasusgebiet; überall mit eigenen Sitten, Ritualen und politischer Bedeutung. Ein großes Frühlingfest mit Essen und Blumen. Mit Lagerfeuern, Tänzen und Liedern. Lieder für den Frühling, für die Liebe, aber auch politische Lieder gegen Tyrannen. So bunt,

so vielfältig wie die Natur. Für die UNESCO gehört dieses Fest zum Erbe der Menschheit.

Die arabische Welt hat diese Tradition nicht, aber sie haben ja aktuell ihren eigenen »Frühling«. Auch die arabische Welt hat ihre Vielfalt. Viele Völker, ethnische und religiöse Gruppen, leben oder lebten in diesen Regionen miteinander, nebeneinander. Real existierende Pluralität, wie in der Natur.

Menschen gingen und gehen auf die Straße: in Ägypten, in Tunesien, in Bahrain... überall. Da gab und gibt es aber nichts zu feiern. Die Leute gehen auf die Straße, riskieren ihr Leben – aber der Widerstand gegen Diktaturen ebnet eben nicht gleich den Weg zu Demokratie.

Des Frühlings Zweck ist das Leben, die Fruchtbarkeit. Mit Tausenden von Blumen. Auch der Zweck der Demokratie ist das Leben. Ein Zusammenleben verschiedener Blumen. Sie gab es schon immer, aber Misstrauen und Intoleranz gegenüber anders Denkenden, anders Glaubenden lässt die Blumen welken und die Farben verblassen, manchmal sogar ganz verschwinden: Assyryer, Aramäer, Jesiden im Irak und in Syrien, Kopten in Ägypten, Juden in Marokko, in Algerien... sie ziehen weg, weit weg.

Auch unter Muslimen gibt es viele gegenseitige Vorurteile. In Bagdad zum Beispiel sind Schiiten und Sunni-

ten praktisch Feinde. Getrennte Viertel, kein Kontakt, keine Beziehungen mehr. Jeder ist im Besitz der Wahrheit. Jeder wirft den anderen einen falschen Islam vor. Das stiftet ständig Unruhe, Misstrauen.

Dass sie nicht die gleiche Vorstellung vom Islam haben ist nicht neu. Es gibt deutliche Unterschiede: historisch, religiös, ethnisch, kulturell usw. Darüber kann man diskutieren, an dieser Stelle aber sicher nicht. Worüber aber wir reden sollen, ist der eigentliche Kern der Sache.

Wie jede Religion hat auch der Islam einen Anspruch auf die Wahrheit. Und es gibt verschiedene Auslegungen des Islam, genau wie im Christentum. Der Unterschied ist aber – zumindest hier und heute in Europa: Ein katholischer Pfarrer redet nicht schlecht über Protestanten oder umgekehrt. Nach jahrhundertlangen Religionskriegen haben alle die Spielregeln für ein friedliches Zusammenleben verstanden und verinnerlicht.

Den anderen Glauben akzeptieren und tolerieren, ob er gerade der eigenen Vorstellung entspricht oder nicht. Was wir heute mitten in Europa erleben ist ein Resultat dieses pluralistischen Denkens, es wird durch europäische Institutionen ganz bewusst gefördert – es geht nicht nur um Religionsfreiheit. Es geht um eine offene Gesellschaft, um Pressefreiheit, um

Gleichberechtigung der Geschlechter, um Respekt für unterschiedliche sexuelle Orientierungen und alternative Lebensmodelle. Alle Menschen, welcher Herkunft auch immer – innerlich oder äußerlich – sollen das Gefühl haben: Wir können friedlich zusammen leben.

Traditionelle Menschen, religiöse oder säkulare, von Demokratie und einer pluralistischen Gesellschaft zu überzeugen, ist nicht einfach und ein langer Prozess. Aber es ist möglich. Deshalb ist der arabische Frühling wichtig. Die Blumen blühen wieder, sogar in der Wüste blühen die schönsten Blumen. Aber wie kann man Frühling Gefühle für ein friedliches Zusammenleben nutzen? Gefühle erwecken für ein respektvolles Miteinander? Wer sagte dies einmal: »Geographie ist Schicksal«? Wie können Völker ihre Schicksale ändern, ohne ihre Heimat verlassen zu müssen?

Der arabische Frühling kann leider nicht die verloren gegangene Pluralität zurück bringen. Er hat dies auch nicht beabsichtigt, weil es zuerst um das Erkämpfen der Rechte der Bevölkerung gegenüber den Regierungen ging.

Aber der Frühling ist da. Blumen mit eigenen, ganz verschiedenen Farben. Wenn wir diese Farben nicht anerkennen, gibt es keinen Frühling. Frühling fängt erst an, wenn wir diese Vielfalt erkennen und schätzen können. Genau wie in der Natur.

»Wir brechen auf – und zwar mit Musik« – Das ist das Motto des interkulturellen szenischen Konzerts, das das Junge Theater Freiburg unter der künstlerischen Leitung von Thalia Kellmeyer, Mihai Grigoriu, Ro Kuijpers und Joel da Silva mit dem Heim und Flucht Orchester und ATTACCA! am 20., 22. und 26. April 2017 im Großen Haus veranstaltet.

»Es ist der Aufbruch in eine neue musikalische Welt, aber auch in eine neue Gesellschaft«, sagt Kellmeyer, in der zunächst Klänge und Menschen verschiedener Kulturkreise mit unterschiedlichen Geschichten, Schicksalen und soziokulturellen Hintergründen aufeinanderprallen und sich dann positiv mischen. Denn sie finden in der Musik nicht nur ein gemeinsames Interesse, sondern auch einen neuen Zugang und eine empathische Verbindung zueinander, die szenisch zum Ausdruck kommt: indem jeder die Klänge und die Melodien der anderen annimmt und mitsingt. So erlebt der Zuschauer/die Zuschauerin am Anfang die Vielfältigkeit der verschiedenen Sprachen als Wirrwarr von aufeinanderprallenden Klän-

gen, die parallel und gleichzeitig unabhängig voneinander gesungen werden. Und er/sie wird dann Schritt für Schritt bis zur Entstehung einer neuen musikalischen Welt begleitet, in der zunächst einfache Töne und dann Melodien und Lieder in verschiedenen Sprachen gemeinsam musiziert und gesungen werden.

Die Idee des dem Thema Aufbruch gewidmeten musikalischen Projekts – so Kellmeyer – ist vor eineinhalb Jahren entstanden, als viele Flüchtlinge nach Europa kamen. »Denn nicht nur sie sind von zu Hause aufgebrochen«, sondern mit ihrer Ankunft »sind auch wir in einem anderen bestimmten Sinne aufgebrochen. Neue Kontexte sind entstanden und entstehen. Bisherige gesellschaftliche Strukturen, aber auch Musikgewohnheiten, brechen auf, indem wir unsere Gesellschaft öffnen. Und wir befinden uns gerade auf einem neuen Weg«. Es geht darum, zu schauen, »wohin wir gehen wollen, d. h. wo die Zukunft liegt mit uns allen, die dieses neue Deutschland, ja, auch Freiburg bilden.« Und Musik ist für das Kennenlernen und die Gestaltung einer neuen Welt ein besonders geeignete

Mittel, denn sie spricht unmittelbar an und sie spricht für sich. Die Sprache der Anderen wird beim Singen mit Hilfe der Melodie unmittelbar aufgenommen, auch ohne dass man sie versteht, was

Aufbruch

Von Barbara Peron

beim Sprechen nicht möglich wäre; und es ist interessant zu erleben, wie es sich anhört, wenn ein Chor von hauptsächlich Europäern ein Lied z. B. auf Dari singt. »Dann klingt es bestimmt anders als in Afghanistan«, so Kellmeyer.

Das Aufbrechen, das auf der Bühne dargestellt wird, bedeutet für einige der Mitmachenden auch tatsächlich einen Neuanfang in ihrem Leben, bzw. noch radikaler: den Anfang eines neuen Lebens. Wie z. B. für Mohammed: ein 32-jähriger Sänger und Musiker aus Afghanistan, der von Offenburg wöchentlich nach Freiburg kommt, um seiner Leidenschaft für das Singen und Musizieren und dem Komponieren von Neuem nachzugehen. Sein Traum: »Ein einfaches

Leben«, ohne Krieg, und »weiter Theatermachen«. Ein Traum, für den er auf Grund einer Abschiebungsandrohung weiter kämpfen muss. Auch der 17-jährige Abed, der vor eineinhalb Jahren mit seiner 30-jährigen Schwester aus Syrien kam, fängt hier nicht nur im musikalischen Sinne neu an. »Zu Hause«, sagt er »habe ich weder getanzt noch gesungen, aber die Idee hat mir gefallen. Viele Leute haben Angst vor uns (Flüchtlingen). Hier treffe ich Freunde, und die Musik ist für mich Freude und Frieden«.

Wie Abed konnten auch andere Teilnehmer weder singen noch Noten lesen. Dennoch hatten alle Spaß, auch die Zuschauerinnen und Zuschauer – zumindest war das mein Eindruck.



Foto: Barbara Peron

Das Gespräch führte Joe Nykiel

Mit Spannung und Entsetzen verfolge ich die Nachrichten aus meinem Heimatland. 11 Millionen Migranten in den USA leben dort ohne Papiere und müssen täglich mit der Angst leben, aus dem Land gewiesen zu werden. In der Bevölkerung wächst der Protest, auch in Madison, Freiburgs Partnerstadt mit über 10.000 Einwohnern, die Hauptstadt des nordwestlichen US-Bundesstaates Wisconsin

Was passiert seit der Wahl des neuen US-Präsidenten in den »Migrant Communities«?

Shiva Bidar-Sielaff: Wir sind seit langem eine sehr aktive Community. Voces de la Frontera [Stimmen der Grenze] ist eine politische sogenannte Grass-Roots-Interessenvertretung im gesamten Bundestaat Wisconsin. Sie haben Mitte Februar in Milwaukee den Day without Latinxs, Immigrants & Refugees organisiert. Der Marsch war fast ein Aufruf zu einem Generalstreik der Latinos und Migrant*innen, die ihren wirtschaftlichen Einfluss demonstrierten. Bei einem ähnlichen Tag ohne Latinxs vor einem Jahr in Madison marschierten etwa 50.000 Menschen rund um das Parlaments- und Regierungsgebäude von Wisconsin. Diese Aktionen haben Auswir-

kungen. Ich habe einen Beschlussantrag eingebracht, um unsere Position als Sanctuary City in Madison zu stärken, und der dortige Gemeinderat hat am 7. Februar deutliche Maßnahmen getroffen.

Könntest Du uns über die seit den 1980er Jahren in den USA gegründete Sanctuary City Bewegung aufklären?

Es gibt keine klare Definition oder einen Rechtsbegriff für Sanctuary City. Was die politische Haltung betrifft, ist die Sanctuary City im Endeffekt eine Stadt, die so viel Schutz wie möglich für die migrantische Community bietet und die sich nicht aktiv an der Durchsetzung der Migrationsgesetze beteiligt, die nach US-Recht die Aufgabe der Bundesregierung ist. Für Madison heißt das

beispielsweise, dass die Polizei in Madison bei ihrer Arbeit Einwohner nicht nach dem Migrationsstatus befragt. Wir fragen auch bei städtischen Dienstleistungen nicht nach dem Migrationsstatus und auf keinen Fall geben wir aktiv diese Information an die Behörden des Staates oder der Regierung weiter.

Plant die »Regierung« die finanzielle Förderung für Sancturay Cities wie die in Madison zu kürzen?

Nun, es ist eine Drohung, die ausgesprochen wurde. Ich habe unseren Staatsanwalt gebeten, herauszufinden, ob es vergleichbare Fälle gibt, wonach die Regierung ihre Richtlinien als Druckmittel gegen die Stadtgemeinde tatsächlich ausüben kann. Bisherige Rechtsprechungen zeigen, dass die Regierung ihren Willen nicht durch eine Drohung der Kürzung von Bundesförderungen durchsetzen darf, wenn die Förderung nicht direkt mit der Richtlinie zu tun hat, deren Umsetzung sie fordern. Das heißt, sie können dir die Gelder für den Straßenbau nicht kürzen, wenn du dich weigerst, ein Migrationsgesetz zu vollziehen.

► Das ganze Interview: www.wahlkreis100.de oder zum Nachhören: www.rdl.de. ■ Joe Nykiel ist Aktivist beim »Freiburger Wahlkreis 100%« ■ In Madison leben ca. 30 – 40.000 Migrant*innen ohne Aufenthaltsdokumente, nicht wenige bereits in der zweiten Generation.

Zuflucht Madison

Interview mit der Madison-Stadträtin Shiva Bidar-Sielaff



Tag ohne Migrant*innen 2016. Zehntausende protestieren vor und im Capitol von Madison.

Shiva Bidar-Sielaff. Geboren im Iran, Stadträtin in Madison. Fotos: Voces de la Frontera

Frankreich hat die Wahl

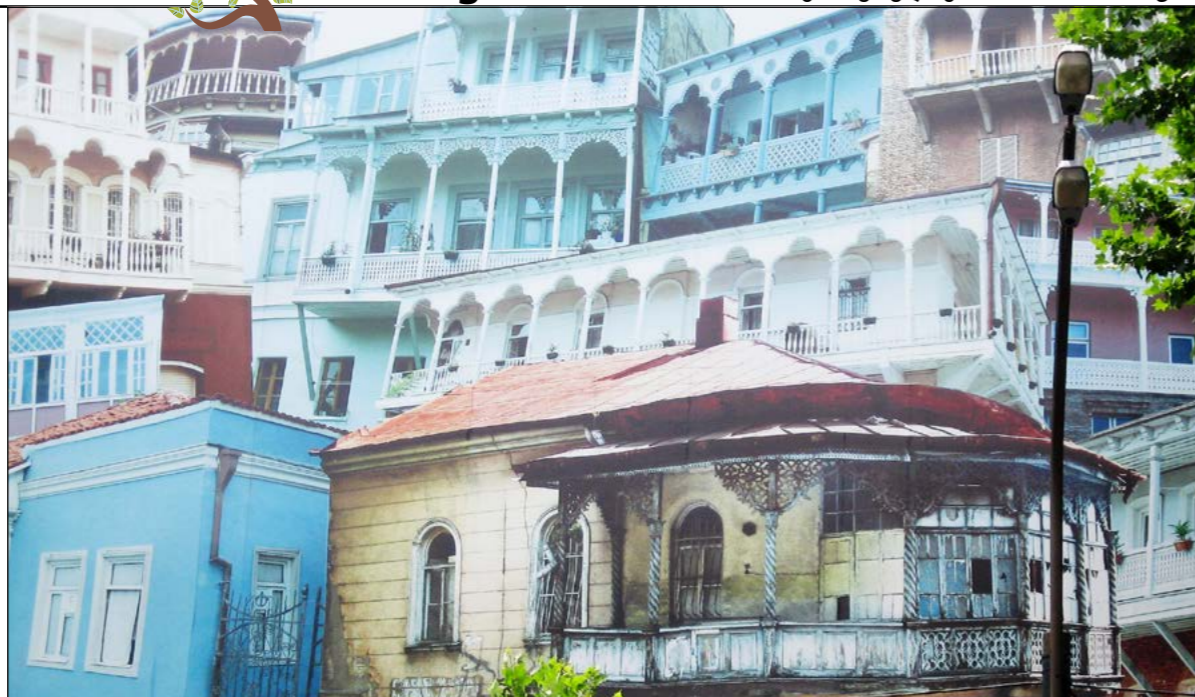
Freiburg schaut gespannt auf die Präsidentenwahl in Frankreich, die Europa und unsere Dreiländer-Region verändern kann.

Das Deutsch-Französische Gymnasium Freiburg appelliert »Man spielt nicht mit der Europäischen Union.« »Ist es kein Privileg, seine Nachbarn als Freunde ansehen zu dürfen? Frei verkehren zu können ohne Passkontrolle?«, schreiben die Schüler. »Wir sind stolz, ein Teil einer Union zu sein, deren 510 Millionen Einwohner verschiedenen und vielfältigen Kulturen angehören.« Dass viele Schüler, Eltern und Lehrer am Sonntag zur Wahl gehen, steht außer Zweifel. Wir fiebern mit unseren europäischen MitbürgerInnen mit.

■ Zum Thema findet am 24. April im Centre Culturel Français ein Streitgespräch statt.

► www.ccf-fr.de

► www.treffpunkt.europa.de/man-spielt-nicht-mit-der-europaischen-union



Das Kaufhaus in der Hauptstraße von Tiflis war mit dieser Fotomontage verhängt. Foto: Ketevan Bakhia

1989

Von Ketevan Bakhia

Im Jahr 1989 ging es weiter mit dem Aufwachen des Volkes. Nachdem die Baltischen Republiken sich in Richtung Unabhängigkeit regten, ging es in Georgien los. Die Demonstrationen, wir nannten sie *Meetingi*, die Kundgebungen, die Reden, die Proteste, dem Singsang der Nordsee-Schwalben folgend. Es roch nach Unabhängigkeit. Die UdSSR bekam Risse. Der Riese wackelte. Geschlafen wurde in der georgischen Republik nicht mehr. Die Menschen rannten auf die Straße, wie nach einem Erdbeben.

Die Demonstrationen, wir nannten sie *Meetingi*, die Kundgebungen, die Reden, die Proteste. Ich war seit einem Jahr Studentin. Morgens an der Uni, nach der ersten provisorischen Stunde im Hörsaal oder vielleicht am Anfang auch nach der zweiten, gingen wir los: einhundert Meter zum Hauptgebäude der Uni laufen, dort mit den anderen Studenten zusammenkommen. Die Füße folgten den Reihen. Die Seele stellte sich auf den Reigen.

Wer hätte gedacht, dass es uns, seit Kindheit paradengeschädigt, so viel Glück bereiten würde, Reden und Ansprachen vom Podium anzuhören. Die Schriftsteller sind dort geboren worden, die Philosophen und die Freiheitskämpfer stahlen sich gegenseitig die Show.

Hauptstraßen der Stadt entlang, niemandem auf den Tribünen zuwinkend, niemanden fürchtend, uns gegenseitig beflügelnd.

Feld und Wald mittlerweile vom Frühling entfernt – ich mitten im Erwecken. Ich war verliebt. Dieser junge Mann, ich kannte ihn nicht richtig. Nur vom Sehen. Es fühlte sich gut an – von ihm angeschaut zu werden. Die Blicke da, die Blicke dort, die Blicke flogen hin und zurück; die Blicke trafen aufeinander und die Blicke verpassten sich. Sicher war sicher: Der neue Look – saß. Im Sommer 1988 hatten ich und meine Tante eine Shoppingreise nach Berlin absolviert. Wir ergatterten eine Menge hübscher, schicker, westlicher Klamotten im Osten. In der DDR war das Leben noch ruhig, keine Zeichen von einem turbulenten Ende des Sozialismus.

»Du bildest es dir ein, deine große Liebe ist ein Phantom.« – hörte ich manchmal von Freundinnen sagen. An einem herrlich-sonnigen Tag entschloss ich mich, die Unsicherheit aus dem Weg zu räumen, meinem Herzen freie Bahn zu geben. Ich entschied, ihn anzusprechen, den jungen, unbekanntem Mann an der Uni. Mein Leben hing von seiner Antwort ab. Ob die unsichtbare Mauer zwischen uns fallen würde? Schwalben können doch über Mauern fliegen.

Mein Geburtstag, der 9. November sollte der Tag werden. Danach,

am Abend waren wir bei der Geburtstagstorte angelangt, als im zentralen Fernsehen die Nachricht über die Aufregung in der DDR übertragen wurde. Die Berichte waren noch verschlüsselt. Wir wussten trotzdem Bescheid: Die Mauer wackelte. Ab dem nächsten Tag sah es so aus, dass die Ereignisse in der DDR eine Tür öffneten. Das Ross aus dem Kaukasus sehnt sich nach Freiheit! Jetzt könnte es sich auf den Weg nach Westen machen!

Die bösen Zungen behaupteten, dass die Einheit von Deutschland mit dem Blut der Toten erkaufte werden, was sie von den sowjetischen Streitkräften mit Schaufelschlägen niedergeschlagenen friedlichen Demonstrationen in Tiflis, am 9. April 1989. Es roch nach Wahrheit.

In diesem Winter unternahm ich eine sozialistische Reise nach Prag. Die Stadt voller Kerzen, die in westeuropäischem Hauch neben den Freiheitsplakaten flackerten. Dort tauschte ich russischen Wodka, wie in sozialistischem Handel üblich, gegen meine ersten, schönen, schwarzen Stöckelschuhe. Nun konnte es weitergehen im Leben! Ich hatte meinen persönlichen Schritt zur Klärung der bitteren Wahrheit über die große Liebe schon hinter mir. Wozu brauchte ich die Samtschuhe? Weshalb auf die Demonstrationen gehen? Da sieht mich doch niemand mehr? Niemand hört und sieht uns! Die Welt hat jetzt ihr vereinigtes Deutschland wieder.



Costoja. Die kleine Pyrenäengemeinde liegt direkt an der inneren europäischen – für die katalanische Bevölkerung künstlichen – Grenze zwischen den Nationalstaaten Spanien und Frankreich. Das Dorf wurde geprägt von der Grenze, vom Schmuggel, von Geflüchteten vor dem spanischen Franko-Faschismus ... Foto: kwasibanane



MUTige Frauen lernen Freiburg aus verschiedenen Perspektiven kennen. Foto: Lama Sijare

MUT haben, deinen Visionen zu folgen

Von Carmen Luna

Es ist ein sonniger Tag. Ein guter Anfang. Zehn geflüchtete Frauen aus dem Iran, Syrien und dem Irak nehmen an einem Stadtrundgang teil. Sie sollen bei dieser Gelegenheit Freiburg aus verschiedenen Perspektiven kennenlernen, und das tun sie.

»Ich wusste gar nicht, dass es hier ein Museum gibt!« sagt eine. Eine andere schwärmt von den schönen Fenstern des Münsters. Die Frauen sehen das alte Stück Stadtmauer am Augustinerplatz und wieder kommt Staunen auf: »In Damaskus gibt es auch so eine.« Sie fangen an, Gemeinsamkeiten zwischen Freiburg und ihren Ländern zu entdecken. Das *Museum Natur und Mensch* ist eine weitere Station des Rundgangs. Dort sehen sie Tiere aus Freiburg und Umgebung. »Die Kühe sind bei uns kleiner« sagt eine Frau aus dem Irak. »Und die Mosaiken, was bedeuten sie hier in Freiburg?« Wieder etwas, was sie von ihren Herkunftsorten kennen. Am Ende sitzen sie alle gemütlich im *Café Capri*. Einige essen Eis, andere trinken Cappuccino oder Cola. Mit viel Zeit für Austausch, Fragen, Lachen und kleinen Pausen sind die vier Stunden schnell vergangen. So kann ein MUT-Projekt von DaMigra aussehen, einem Dachverband von Migrantinnenorganisationen in Deutschland.

Ich spreche mit Jasmina Prpic, der Leiterin des Verbandsbüros in Freiburg. »Um eine Förderung von DaMigra zu bekommen, muss man eine Organisation, ein Verein oder eine Gruppe sein und einen Mitglieds-Jahresbeitrag von 20 Euro bezahlen. MUT ist eines der vielen Projekte von DaMigra – da reicht es, ein gutes Projekt von Migrantinnen für Migrantinnen vorzuschlagen, um finanziell gefördert zu werden. Hier geht es darum, dass Frauen ihre eigenen Erfahrungen an die Neu-Angekommenen weitergeben, damit sie sich schneller und besser in die Gesellschaft integrieren.«

Welche Projekte unterstützt MUT? »Qualifizierungsmaßnahmen,

Vorträge, Fahrradkurse, Selbstverteidigungskurse, alle möglichen Projekte, die zum Empowerment und zur Integration beitragen.«

Ihr geht in die Heime, um zu erfahren, was die Frauen brauchen. »Ja, oft drücken sie den Wunsch aus, die deutsche Kultur direkt von den deutschen Nachbarn kennenzulernen und nicht in einer Parallelgesellschaft zu leben.«

Du musstest auch einmal aus Bosnien fliehen. Was hast du dir am Anfang damals von Freiburg gewünscht? – »Als ich damals vor 25 Jahren aus dem Krieg fliehen musste, hätte ich mir ein Projekt wie MUT gewünscht. Mehr Unterstützung. Für 15 Berufsjahre als Juristin wurde nur ein Semester anerkannt. Heute ist mir klar, dass die Flucht und das Ankommen in einem fremden Land eine große Herausforderung ist. Du kannst etwas völlig Neues wagen. Aber du musst Visionen haben, und dafür brauchst du am Anfang Unterstützung. Wenn eine geflüchtete Frau mich fragt, was sie machen könnte, um ihre berufliche Situation zu verbessern, dann frage ich nicht: Was hast du gelernt? Sondern: Was machst du gerne? Aus meiner heutigen Sicht hätte ich mir das Leben viel einfacher gemacht, wenn ich mein Hobby zum Beruf gemacht hätte und Fotografin geworden wäre, statt noch mal ein ganzes Jurastudium durchzuziehen. Menschen- und Frauenrechte kann man mit Bildern genauso wie mit juristischen Mitteln zum Thema machen. MUT will Frauen Mut geben, etwas Neues in ihrer neuen Umgebung anzufangen. Mut, ihren Visionen zu folgen und sich neue Perspektiven zu eröffnen.«

- DaMigra in Freiburg: 0761 7048639
- Jasmina Prpic: prpic@damigra.de
- Lama Sijare: sijare@damigra.de
- Valéria da Silva Fekete: fekete@damigra.de
- www.damigra.de/mut-projekt

Frühling am Dorfbach

Der inklusive, interkulturelle Gemeinschaftsgarten

Von Karin Pinkus

Auf der Suche nach dem Frühling breche ich an einem sonnigen Tag auf. Von der Endhaltestelle der Linie 3 im Vauban aus über die Brücke laufend empfängt mich das erste zarte Grün der Bäume und Büsche am Dorfbach. Hier und da blitzen Krokusse und Märzenbecher hervor. Bald stehe ich vor der großen Eingangstafel des inklusiven, interkulturellen Gemeinschaftsgartens, der seit 3. Juli 2016 besteht: »Willkommen« in sechs Sprachen.

Von hier aus sehe ich schon viele Menschen: Alt und Jung, ob ausländisch und einheimisch, diskutieren oder sitzen zusammen an der Feuerstelle. Steffi Koch und Johanna Dangel, die Hauptamtlichen vom Verein »zusammen leben e.V.«, erklären geduldig, was heute zu tun ist: »Wir müssen die Wurzeln der Brombeerhecken ausgraben, Zäune aus Bambus und einen neuen Weg bauen.« Zum ersten Mal werden Beetpatenschaften vergeben. Linda und Aline – die größte Patengemeinschaft bestehend aus vier deutsch-ausländischen Familien – füllen gerade eifrig die Vereinbarung aus, dass sie sich ein Jahr lang gemeinsam um ihr Beet kümmern. Und dann geht's los: Mit Seilen werden die Parzellen abgesteckt während die Kinder Beet-Schilder malen.

So einen Aufbruch der anderen Art hat auch die Umgestaltung der Webplattform »zusammenessen.de« – ein weiteres Projekt des Vereins – ermöglicht. Die Plattform bot bislang die Möglichkeit, dass Einheimische Geflüchtete bei einem Essen zwanglos kennen

lernen. Nun wurde in der Gemeinschaft der Geflüchteten der Wunsch nach Veränderung laut: Die Geflüchteten können sich nun an die Freiburger wenden, wie eine Delegation im Gespräch mit der *InZeitung* erläutert. Die Menschen möchten dem Stigma »Flüchtling« entkommen und für die große Hilfsbereitschaft Danke sagen. Aber sie wollen auch ein Zeichen setzen, dass es für sie darum geht, sich hier selbständig etwas aufzubauen. Bei einem großen Treffen wurde beschlossen, dass jetzt Geflüchtete im Gegenzug Einheimische in einer »Einladungswelle« zu sich einladen.

Zurück in den Garten: Drei junge eriträische Männer haben inzwischen schon kräftig die Erde der ehemaligen Brombeerhecke umgegraben. »Wir kennen das, unsere Familien kommen aus der Landwirtschaft.« Seit Herbst wohnen sie im Flüchtlingsheim an der Merzhauser Straße. Das gemeinschaftliche Gärtnern böte Abwechslung und die Möglichkeit, Leute kennen zu lernen. Und wie zum Beweis begrüßt sie die Tochter des Deutschlehrers. Zarte Bande der Freundschaft zwischen Menschen verschiedenster Herkunft wurden geknüpft und werden immer fester.

Ja, ich habe den Frühling gefunden, eingekehrt in die Herzen vieler Menschen.

- Jeden 2. Samstag im Monat ist Aktionstag im inklusiven, interkulturellen Gemeinschaftsgarten
- www.zlev.de, zusammen leben e.V.
- www.zusammenessen.de



◀ Zusammen gärtnern im Vauban. Fotos: Johanna Dangel



2017 oder 1396

Leben zwischen zwei Zeitaltern

Von Shamim Mirzei

Ich freue mich jedes Jahr auf das afghanische Neujahrsfest. Oft gibt es ein Konzert, welches von der afghanischen Gemeinde geplant und veranstaltet wird. Es gibt traditionelles Essen und Live-Musik. Familien und Freunde kommen so zusammen und feiern das Neujahr bzw. Frühlingsfest gemeinsam. Jedes Jahr kochen Frauen von unserer Gemeinde *Samanak*, ein Gericht das aus dem Saft des Weizens nach einer aufwändigen Methode zu Brei gemacht wird. Dieses Gericht ist sehr beliebt und ein Gaumenschmaus.

Nowruz, *Nouruz* oder *Naurus*, *Newroz*, *Nūroj*, *Nevruz* sind die verschiedenen Namen, unter denen man das Frühlingsfest in vielen Regionen Zentral- und Südasien kennt. Für mehr als 300 Millionen Menschen

in Afghanistan, Aserbaidschan, Iran, dem Kaukasus, auf der Balkanhalbinsel, Tadschikistan sowie den kurdischen Gebieten gehört *Nouruz* zu den größten Festen des Jahres.

Bei uns zuhause feiern wir das Fest am 20. März. Meine Eltern, Geschwister und ich sitzen zusammen am Esstisch und es wird gebetet für ein gutes neues kommendes Jahr. Zum Essen gibt es traditionelle Speisen, das *Haft-Sin*, was so viel bedeutet wie *Sieben Speisen mit S*, dazu gehört unter anderem Spinat. Wir glauben, weil Spinat grün ist, bringt es einen grünen Frühling. Natürlich nicht zu vergessen das *Haft-Mewa*. Es handelt sich dabei um eine Kaltschale mit sieben verschiedenen Trockenfrüchten. Gegessen wird das Ganze wie eine Suppe.

Es ist alles sehr schön und interessant, jedoch kann ich das afghanische *Neu-Jahr* nicht wirklich feiern

wie zu den Zeiten meiner Eltern, als sie in Afghanistan gelebt haben. Grund dafür ist, dass ich seit 1989 in Deutschland lebe, zur Schule ging und jetzt hier arbeite.

Daher hat mich das westliche 21. Jahrhundert geprägt. An Silvester weiß und fühle ich, dass das Jahr jetzt zu Ende ist. Am 1. Januar beginnt für mich ein *neues Jahr*. An jenem Tag fange ich wieder an von eins zu zählen. Auch hier kommen Familie und Freunde zusammen, die man lange Zeit nicht gesehen hat. Wir feiern, indem wir schön kochen, tanzen und Musik hören. Dann lassen wir es punkt null Uhr krachen.

■ Seit der internationale Nouruz-Tag 2010 durch die Vereinten Nationen anerkannt wurde, steht das Frühlingsfest auf der UNESCO-Liste der Meisterwerke des mündlichen und immateriellen Erbes der Menschheit. Mit Nouruz beginnt im Iran und in Afghanistan das neue Jahr, die Zählung richtet sich nach dem Sonnenkalender. Das Fest gehört zu den ältesten traditionellen Festen in Zentral- und Südasien.

Märzchen bringen Glück

Von Silvio Sanda

Der Frühling in Rumänien fängt auf eine besondere Weise an: mit einer viele Jahrhunderte alten Tradition. Ich erinnere mich an die Kindheit: Der 1. März war immer ein spezieller Tag für mich! Nicht weil es draußen immer wärmer wurde, sondern weil dies der Tag war, an dem die Jungs mit *Märzchen* zur Schule gingen und diese voller Stolz an die Lehrerinnen und Schulkameradinnen verschenkten!

Auf dem Weg nach Hause besorgten wir von unseren Ersparnissen noch schnell *Märzchen* für unsere Mütter und Schwestern. Die Freude in ihren Gesichtern war auch unsere Freude.

Was ist das *Märzchen* (bulgarisch *Марченица*/Martenița, rum. *Mărțișor*, griech. *Μάρτης*/Martis) und was machen die rot-weißen Schnüre an den Bäumen, an den Blusen der Mädchen und sogar im Museum?

Das bekannteste rumänische Fest *Märzchen*, mit dem man den Frühlingsbeginn begrüßt, symbolisiert den Sieg des Guten über das Böse und wird am 1. März gefeiert. *Märzchen* heißen eben auch die rot-weißen Bänder, die an Frauen und Mädchen verschenkt werden. Heutzutage besteht das *Märzchen* aus zwei zusammengedrehten Schnüren, rot und weiß, an die ein handgefügter Glücksbringer angehängt wird, wie zum Beispiel ein vierblättriges Kleeblatt, Hufeisen, Schornsteinfeger oder ein Herz. Die Frauen tragen es mehrere Tage. Man sagt, dass die *Märzchen* Glück bringen.

Dieser Brauch ist weit verbreitet in Europa. *Märzchen* ist von Nord-Bucovina (jetzt in der Ukraine) bis nach Süden, an die Grenze zu Griechenland, verbreitet – auf dem Gebiet der Thraker, die in der Antike dort lebten. Historische Quellen und archäologische Funde zeigen, dass die Daker – ein den Thrakern verwandtes Volk – im westlichen Schwarzmeergebiet schon vor 8000

Jahren *Märzchen* gefeiert haben, indem Frauen Münzen oder Kiesel mit weißen und roten Fäden aus Wolle an der Brust trugen. Die Daker haben die Symbole des Frühlings im Winter hergestellt und trugen diese nur nach dem 1. März. Die roten und weißen Kieselsteine wurden auf einen Faden aufgereiht und um den Hals getragen. Rot, wie Feuer, Blut und Sonne, die das Leben symbolisierten, und weiß, wie die Klarheit des Wassers, das für Weisheit stand. Die Daker glaubten, dass diese Amulette Fruchtbarkeit und Schönheit verkörpern. Sie wurden getragen, bis die Bäume blühten, anschließend wurden sie an den Zweigen aufgehängt.

Heute bedeutet eine einfache rot-weiße Doppelschnur einen neuen Anfang. Die Natur erwacht aus der Winterruhe, der Frühling ist wieder da! Dieser alte Brauch wird auch von Rumänen in Freiburg jedes Jahr weiter gelebt. Auch 2017 fand an der rumänischen Bibliothek in Freiburg in der Uhlandstraße eine Veranstaltung zu dem Thema: *Märzchen – Bedeutung, Bräuche und Traditionen* statt.

Ende März blühen Freiburgs Parks und Gärten und mit Glück findet man dort ein Märzchen
Fotos: kwasibanane

Luchsaugen leuchten
In aller dunkelster Nacht
Uns mitten ins Herz

Haiku von Barbara Wimmel

Für einen neuen europäischen Frühling

Von Barbara Peron

Vor sechzig Jahren, am 25. März 1957, wurde in Rom der Grundstein für Europa in seiner heutigen Form gelegt. An diesem Frühlingsfest setzten die Regierungschefs der sechs Gründungsstaaten den Prozess in Gang, der in sieben Etappen zur Bildung der Europäischen Union führte. Mit den Römischen Verträgen wurden die Voraussetzungen geschaffen, die den europäischen Bürgerinnen und Bürgern nicht nur die längste Friedensperiode in der europäischen Geschichte garantiert haben, sondern auch Wohlstand, Stabilität, demokratische Grundfreiheiten und außergewöhnliche Rechte brachten, wie z. B. die Freizügigkeit und die Möglichkeit die Staatsangehörigkeit eines anderen europäischen Landes neben der eigenen zu erwerben.

Ich gehöre zu einer Generation von EuropäerInnen, die diese Rechte nutzen konnte. Ich bin 2000 nach Deutschland gezogen um zu studieren, habe hier Arbeit gefunden und habe vor kurzem die deutsche Staats-

angehörigkeit neben der italienischen erworben. Wie viele andere meiner Erasmus-Generation, die nie für diese Rechte kämpfen musste, habe ich sie als selbstverständlich betrachtet. Umso mehr war es ein Schock, als die Briten als erste die Freizügigkeit innerhalb der Union in Frage stellten und dann für den Brexit stimmten. Wenn ich nun von der anderen Seite des Rheins den Slogan »Franzosen zuerst« höre oder wenn die Kandidatin für die französische Präsidentschaftswahl, Marine Le Pen, die doppelte Staatsangehörigkeit in Frage stellt, wundert mich das. »Ihre Absicht, die doppelte Staatsbürgerschaft abzuschaffen, zielt auf die Muslime«, sagt Pierre, Schüler des Deutsch-Französischen Gymnasiums mit doppeltem Pass. »Sie unterstellt ihnen, sie seien im Grunde gegenüber Frankreich nicht loyal.«

Auch hier in Deutschland dreht sich die Argumentation gegen die doppelte Staatsbürgerschaft um die Frage nach der Loyalität, die meiner Meinung nach nicht mehr zeitgemäß ist und ohnehin immer nur in Bezug auf einzelne Individuen und nie auf Gruppen, handele es sich um Türken,

Muslimen oder, was für Le Pen auch gilt, Juden.

Die tragische europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts hat gezeigt, was es heißt, ganze Gruppen zu etikettieren bzw. als BürgerInnen zweiter Klasse zu betrachten. Heute gilt es mehr denn je, die historischen Errungenschaften und die Grundfreiheiten der Union für alle zu verteidigen. Was wir brauchen, ist ein neuer europäischer Frühling.

Ob solch eine überparteiliche und unabhängige Bürgerinitiative wie *Puls of Europe*, die jeden Sonntag um 14 Uhr in den Straßen Europas in 61 Städten auftritt, der erste Bote dieses Frühling ist, wird sich zeigen. In einer internationalen Stadt wie Freiburg ist die Beteiligung auf jeden Fall hoch (im Durchschnitt etwa 1000 Menschen, oft auch über 1500) und vielversprechend. Es ist auch ein Signal nach Frankreich und gegen Le Pen. Dass viele BürgerInnen mit doppelter Staatsangehörigkeit bei dieser Initiative dabei sind, ist selbstverständlich.

■ Puls of Europe. Jeden Sonntag um 14 Uhr, Augustinerplatz

Bis 2014 mussten sich in Deutschland geborene Kinder ausländischer Eltern, die keine EU-BürgerInnen sind, bis zu ihrem 23. Lebensjahr entscheiden, ob sie die deutsche oder die ausländische Staatsbürgerschaft annehmen. Seitdem können sie beide Pässe behalten, wenn sie mindestens acht Jahre in Deutschland gelebt haben, sechs Jahre hier zur Schule gegangen sind oder einen deutschen Schul- oder Berufsabschluss haben. EU-Bürger und Schweizer besitzen ohnehin die doppelte Staatsbürgerschaft. Gleiches gilt für Menschen aus den Ländern, die ihre Bürger nicht aus der Staatsbürgerschaft entlassen. Im Moment wird in der CSU/CDU über eine Rückkehr zum Optionsmodell mit Abweichungen diskutiert.

Neuanfang und Ende

Der Japanische Frühling

Von Denise Nashiba

Frühling in Japan bedeutet nicht nur Haru Ichiban (erster Frühlingssturm), Heuschnupfen (natürlich nur mit Maske!) oder die weltberühmte Kirschblüte. Er bedeutet auch persönliche Veränderung, Umzug und steigende Selbstmordraten. Frühjahr wird in Japan traditionell mit einem Neuanfang verbunden. So wie die Kirschblüte steht auch das Leben der Japaner vor einem Wandel. Es werden die Vorbereitungen für die Wunsch-Unis gemindert und Wohnungen für die neue Arbeitsstelle gesucht, manch anderer öffnet sein Herz vielleicht seinem/r heimlichen Angebeteten. Es liegt viel Hoffnung in der Luft, welche schnell in Verzweiflung umschlagen kann. Somit katapultiert Lausbub April (neben September) Japan auf einen traurigen 17. Platz der weltweiten Selbstmord-Liste.

Gründe dafür sind so simpel, aber auch tiefgründig, wie man es sich nur vorstellen kann. Die im Februar öffentlich gemachten Ergebnisse der Aufnahmeprüfungen für die Universitäten bedeuten den ersten Glockenschlag. Dieser teilt die Spreu vom Weizen – die Punktezahl entscheidet, an welche Uni man gehen kann und somit auch welcher zukünftige Weg vor einem liegt. Danach folgen die Bewerbungsgespräche. In beiden Punkten zeigt sich, für was sich die Jahre des Lernens gelohnt haben und ob man das Leben führen kann. Diese strikte Vorstellung fußt auf der traditionellen Samurai-Vorstellung, dass man in seinem Leben nur für ein Unternehmen oder einen Herren arbeiten – drittklassige Uni heißt deshalb auch keine Chance auf Anstellung in einem Top-Unternehmen, ein Leben lang. Junge Menschen, die es sich nicht leisten können,

noch ein zusätzliches Jahr als *Rōnin* (herrenloser Samurai/Prüfling oder Arbeitssuchender in der Ehrenrunde) zu verbringen und das Wagnis im folgenden Jahr erneut aufzunehmen, müssen sich mit diesem Ergebnis zufrieden geben. Arbeits- oder Uniwechsel auf halbem Wege ist (noch) nicht weit verbreitet. Gepaart mit einer Kultur der Scham, ist dies für manche junge Menschen nur schwer zu verkraften. Tendenziell nehmen sich daher in den ersten Monaten mehr Menschen das Leben, als in allen anderen Monaten.

In den letzten Jahren hat die japanische Regierung zwar einiges für die Prävention von Selbstmord getan, die Zahlen in diesem Jahr sind auf einem Rekordtief, trotzdem sind die ersten Monate eines Jahres noch immer von einer gewissen Melancholie geprägt. In meinem näheren Umfeld gibt es gottseidank niemanden, der keinen anderen Ausweg mehr gefunden hat. Zur Zeit der Kirschblüte heißt es aber auch bei uns wieder »Hast du schon gehört...?«

Eine Tafel Schokolade

Von Lena Litov

SMS von Lena Litov vom 3. März

+++ Nachdem ich heute das Essay an die Zeitung geschickt habe, habe ich erfahren, dass die Flüchtlinge aus der Wohnung raus müssen. +++ Die Betreuerin hat gesagt, dass mit unschönen Briefen Druck ausgeübt wurde. +++ Ich fühle mich einfach schrecklich. +++

■ In der nächsten Ausgabe wird die InZeitung berichten, was weiter geschen ist

Als unsere Nachbarn vor ein paar Monaten weggezogen, war das ganze Haus gespannt – wer kommt wohl an deren Stelle? Schließlich wurde die Wohnung bezogen, doch wir wussten nicht von wem genau, so viele junge Menschen tobten herum.

Eines Tages klingelte es an unserer Tür. Vor mir stand die alte Dame aus der Wohnung im Erdgeschoss. Sie verwies mich auf die Notwendigkeit, die Tür dicht zu machen, denn man solle vermeiden, von den neuen Nachbarn zu hören. Meine beiden Kinder bekamen genauso wie ich mit, dass der Frieden in unseren Haus zu Ende ging und dass wir uns dagegen wehren sollten, und zwar mit lautem Klopfen an die Wände, damit denen, also den Flüchtlingen, klar würde, wie man sich hier zu verhalten hat. Die Gesundheit ihres Ehemannes sei genauso in Gefahr wie die schöne Aussicht, die Rente in ungestörter Ruhe zu genießen. Und überhaupt, man müsse wach bleiben! Wer weiß schon, zu welchen Taten die drei 18-jährigen Jungen aus Afrika fähig sind? Drogen? Diebstahl? Gewalt? Man müsse sich und die eigenen Kinder schützen!

Als die Dame unsere Wohnung verließ, ging zuerst eine heiße Welle der Panik durch meinen Körper. Ich erinnerte mich noch gut an die Zeitungsberichte über den Mord an der Medizinstudentin. Die alte Dame hat Recht – wir wissen nichts über diese Menschen. Ich brauchte allerdings ein Paar Wochen Zeit, um den Sinn dieser Aussage zu begreifen. Wir wissen wirklich nichts. Was führte die drei Jungs nach Deutschland? Welche Erfahrungen bestimmten ihr Leben? Was ließen sie zurück? Von wem mussten sie sich verabschieden? Wie fühlt es sich an, ohne Eltern und ohne Familie in einem Land zu leben, wo die Gesellschaft sie nicht immer willkommen heißt?

Der nach unten gesenkte Blick der Jungs zeigte mir, als wir uns ab und zu im Treppenhaus begegneten, dass sie sich nicht wohl fühlten. Da hatte ich eine Idee. Was wäre, wenn ich eine Tafel Schokolade mit einem kleinen Willkommenszettel in ihren Briefkasten werfen würde?

Darüber erzählte ich schließlich im InForum. Es war sofort klar, dass alle im Raum kein Verständnis für das Verhalten der alten Dame hatten und viel Mitleid mit den Flüchtlingen äußerten. Doch auch mein Verhalten wurde kritisiert. Ich hätte schon längst einfach bei denen vorbeischaun und die Tafel Schokolade persönlich überreichen sollen. Darüber hinaus wurde ich aufgeklärt, dass der nach unten gesenkte Blick seitens eines jungen afrikanischen Mannes gegenüber einer Frau einfach nur als Respekt gedeutet werden kann.

Was hinderte mich daran, bei den neuen Nachbarn persönlich vorbeizuschauen? Einerseits fühlte ich mich als Frau unter den jungen Männern einfach nur unsicher. Aber ich wollte auch vermeiden, dass die Spionin-Oma, wie sie von meinem Sohn genannt wurde, von der Schokoladen-Aktion etwas mitbekam.

Nun ist es schon einen Monat her, seit die Schokoladen-Post bei den Nachbarn ankam. Was hat sich dadurch verändert? Vor allem ich fühlte mich dadurch besser. Die Flüchtlinge begrüßten mich, ohne den Blick nach unten zu senken. Einer von ihnen lächelte dabei sogar. Ihre Betreuerin und ihr Betreuer bedankten sich im Namen aller drei Jungs bei mir und konnten mich nun ansprechen, ohne dabei eine Konfrontation zu fürchten. Weiter ist nichts passiert. Nach wie vor weiß ich nichts über die Jungs, außer dem, was mir die alte Dame erzählte.

Übrigens, wer ist eigentlich diese Dame? Welche Lebenserfahrungen trägt sie mit sich? Ich denke über eine Tafel Schokolade für ihren Briefkasten nach.



Drogen? Diebstahl? Gewalt?
Wer weiß schon, zu welchen Taten die Drei fähig sind? Foto: kwasibanane

Solidarität statt Helfen

Mit syrischen geflüchteten Frauen in Istanbul

Von Marie Gippert

Unser Zimmer »Kadin« ist in einem Kulturzentrum für syrische geflüchtete Kinder im Istanbuler Stadtteil Küçükçekmece. Für neun Monate trafen sich hier täglich syrische geflüchtete Frauen aus dem Viertel und Frauen der Kadınlarla Dayanışma Vakfı (KADAV) – Frauensolidaritäts-Organisation, wo auch ich mitwirkte. Ich führe für die InZeitung ein Gespräch mit meiner Kollegin Leyla Yıldız.

Leyla Yıldız: Geflüchtete Frauen sind nicht nur häufig traumatisiert, sondern

auch verstärkt von Gewalt betroffen und vom sozialen Leben ausgeschlossen. Soziale Projekte richten sich jedoch meist an Kinder. Die Frauen kamen täglich, um ihre Kinder zu bringen und abzuholen. Doch für die Frauen gab es keine Angebote. Als wir uns vorstellten, waren viele der Frauen zunächst skeptisch. Die meisten haben in der Türkei Diskriminierung erfahren. Dennoch entstand Neugierde. Zunächst richteten wir gemeinsam das Zimmer ein. Wir hatten uns Erzählworkshops und gemeinsames Kochen überlegt. Aber wir wollten, dass die Frauen mitbestimmen.

Wie hat das funktioniert?

Zu Beginn hörten wir häufig Fragen nach materieller Unterstützung. Wir sind keine Hilfsorganisation. Wir wollen und können keine materielle Hilfe leisten. Es dauerte eine Zeit bis wir das vermitteln konnten. Die Frauen brachten Ideen ein: Türkischunterricht, Sport, Picknicken. Das haben wir dann organisiert.

Wie waren die Beziehungen zwischen den Frauen aus dem Viertel du denen von KADAV?

In Aktivitäten lernten wir uns gegenseitig kennen. Nach einiger Zeit kamen Beratungsanfragen aufgrund von Erfahrungen mit sexueller Gewalt. Was nicht immer einfach war, ist die Beziehungen zwischen Vertrautheit, Solidarität und Freundschaft auszuhandeln.

Und zwischen den Frauen aus dem Viertel?

Viele Frauen, die sich vorher nicht kannten, begannen sich gegenseitig zu besuchen. Ich erinnere mich auch, dass das Zentrum eine Woche leer blieb. Schließlich kam Zeyna, eine der Frauen, und erklärte, man hatte ihnen gesagt, dass aus dem Kinderzimmer Gegenstände verschwunden seien und sie sich zu Unrecht beschuldigt fühlten. Es war wie ein von den Frauen organisierter Streik.

Anders als bei vielen anderen Projekten, auch in Freiburg, habe ich den Eindruck, dass das Projekt durch Offenheit, Mitbestimmung und gegenseitige Solidarität weniger Hierarchie und Abhängigkeit zwischen Helfenden und Geholfenen herstellt.

Von Maria Scheller

»Komm, wir nehmen die Abkürzung!« Querfeldein schlittern wir über den feuchten Hang den Schlossberg hinab. Noch etwas scheu lächelnd werfen wir einander neugierige Seitenblicke zu. So beginnt unsere gemeinsame Zeit. »Dann sind wir den Berg runtergerannt und über die Stufen gesprungen«, schreibt Vincent* bei unserem zweiten Treffen in unser Tagebuch.

Auch ihm ist dieser Moment ganz besonders in Erinnerung geblieben. Vincent geht in die dritte Klasse, seine Eltern kommen aus Nigeria, er und seine Geschwister sind in Deutschland geboren. Ich bin Studentin der Ethnologie an der Uni Freiburg. In unserem Tandem lernen wir die Stadt und neue Aktivitäten kennen, inspirieren einander und gestalten Freizeit. Vincent kennt einige Orte in Freiburg, er weiß Wege in seinem Stadtviertel und zeigt mir die Häuser seiner Freunde. Ein anderes Mal besuchen die Kinder mich und meine Kommilitonin zuhause.

Das Studentenwohnheim ist eine völlig fremde Welt für die beiden Drittklässler; Wo denn die Erwachsenen seien und warum die Männer alle Fußball gucken würden, fragen sie. Auch für die Studierenden ist es neu und spannend, plötzlich Kinder in un-

serer Küche zu sehen. Die Begegnung zweier Welten.

Mehrmals schon wurde ich von Kindern gefragt, ob ich seine Schwester oder Mutter sei. Das finde ich bemerkenswert und es freut mich. Ich sehe es als ein Zeichen dafür, dass Menschen unterschiedlicher Hautfarbe in ihrem Alltag völlig normal sind und dass äußere Merkmale keine große Rolle spielen. Vincent bezeichnet mich als seine Kameradin. Ein Stück weit sehe ich mich auch in der Rolle einer Freundin. Gleichzeitig bin ich Einblick gewährende, verrückte Erwachsene, Verantwortliche, Begleiterin, seine Studentin.

Vincent rappt, klatscht Rhythmen, singt, reimt und beatboxt für sein Leben gern, womit er mich immer wieder beeindruckt. »Du bist schlau und heißt Maja« rappt er und »du bist ein Alien«. Ich antworte mit einer gerappten Beschreibung der Anzahl meiner Arme, Beine und Augen.

Im begleitenden Seminar des SALAM-Projektes am ethnologischen Institut der Uni diskutieren wir Themen wie Integration und Schule, Interkulturalität und die Situation von MigrantInnen in Freiburg. Der Tenor im Seminar: Im Kleinen besteht die Chance, Menschen einander näher zu bringen – eine große Chance auch unseres Projektes.

Auch die Thematik des Helfens wurde hier angesprochen. Alle haben wir ein Patenkind, die Mehrzahl der Kinder hat einen Migrationshintergrund, sie sind jedoch in Deutschland geboren. Meine KommilitonInnen erzählen von Situationen, bei denen immer wieder deutlich wird: Die Kinder sind offen, interessiert und sehen sich nicht als Ausländer, fremd oder benachteiligt. Höchstens im Austausch mit den Eltern gibt es für uns Sprachbarrieren, gegenseitiges Interesse und Offenheit überwiegen aber auch in dieser Beziehung. Daher sehen wir Studierenden uns nicht in der Rolle von Helfenden. Spaß am Kontakt mit Kindern und der Wunsch, neue Erfahrungen zu machen haben die meisten zur Teilnahme bewegt und prägen unsere Erlebnisse in Tandems.

Vincent singt und ich antworte mit Echos, reagiere auf die Ideen des Kindes und spinne sie weiter. Vincent ist begeistert. Er strahlt und ich fange an zu fliegen. Das ist der schönste Moment im SALAM-Projekt, in dem wir beide uns verbunden und angenommen fühlen.

■ Nähere Informationen zum SALAM-Projekt: www.ph-freiburg.de/salam/willkommen.html
* alle Namen wurden von der Autorin geändert

Die Welt durch die Augen des Anderen sehen

Erfahrungen einer Studentin mit einem Grundschulkind



Vincent und Maria.
Selfie von Maria Scheller

Verantwortung, Vertrauen, Aufgeschlossenheit

Von Laura Biolchini

Als ich am Treffpunkt ankomme, sind sie schon da: Farha hält die Hand ihrer Mutter fest, die fröhlich mit Frau Weis plaudert. Ein entspannter Ausdruck auf ihren Gesichtern, sie kennen sich gut und fühlen sich wohl. Frau Weis schüttelt lächelnd meine Hand. Wir machen uns auf den Weg zum Cafe. »Ich gehe oft mit Sabine ins Cafe, ich wusste nicht, dass es so viele hier in Freiburg gibt!« erzählt Farha kurze Zeit später.

Sabine Weis und Farha kennen sich schon seit anderthalb Jahren, seit sich Frau Lalit entschlossen hat, eine Patin für ihre Tochter zu finden. Frau Weis ist seit acht Jahren eine engagierte Patin bei »Freiburg Miteinander«, ein Patenschaft-Projekt, das seit 2007 Familien und Kindern Unterstützung bietet.

Farha ist jetzt fast neun Jahre alt. Ihre Miene sagt mir, dass sie glücklich ist, diesen Nachmittag mit Sabine zu verbringen. »Als ich Sabine kennen lernte, war ich neugierig und froh jemand gefunden zu haben«, bestätigt sie. Frau Lalit fügt hinzu: »Sabine ist ein sehr kreativer Mensch, sie plant immer was Neues für Farha.« Sie sind viel unterwegs: mit dem Hund spazieren oder klettern, schwimmen oder Hornschlitten-Rennen gucken. Was auch immer: Wichtig ist, dass es mit Sport und Natur zu tun hat. »Sie machen Sachen, die die Mama mit ihr nicht macht!«, sagt Frau Lalit. Sie lachen und in diesem Moment erfasse ich die Vertrautheit, die zwischen ihnen entstanden ist.

Ich ahne, was Patenschaft bedeutet: Aufgeschlossenheit! Paten sowie Paten-Familie zu werden, heißt hauptsächlich offen zu sein, frei von vorgefassten Meinungen, seine Perspektive zu erweitern. »Ich bin neugierig auf Menschen. Wie sind Menschen, die eine andere Kindheit hatten als meine. Viele denken ja, dass das, was wir leben, Normalität ist; so ist es aber nicht«, beschreibt Frau Weis.

Ein beiderseitiger Gewinn: hilfreich für das Kind, um neue Erfahrungen zu leben, nützlich für den Paten, um sich das Unbekannte vertraut zu machen. Und für die Familie des Kindes? »Das Vertrauen zwischen uns ist langsam gewachsen, und ich habe das Gefühl jemanden zu haben, der immer für mich und Farha da ist. Dafür bin ich Sabine sehr dankbar«, antwortet Frau Lalit.

Frau Haßler, seit acht Jahren die Leiterin von »Freiburg Miteinander«, erzählt: »Wir haben Qualitätsstandards entwickelt, zum Schutz und Wohl der Kinder. Wir prüfen, mit welcher Motivation sich Menschen auf das PatInnenamt bewerben und bekomme einen Eindruck, wer von der Wesensart zusammenpasst, um sicherer zu sein, dass die Patenschaft lang erhalten bleibt«. Jede Patenschaft wird von Anfang an fachlich begleitet: von Psychologen und Pädagogen, damit die Patenschaften nicht bei den ersten Komplikationen auseinander brechen. Weitere Fachpersonen, die ehrenamtlich Patenschaften begleiten wollen, werden noch gesucht. Die Familien, die sich an »Freiburg Miteinander« wenden, sind überwiegend MigrantInnen-Familien. Frau Haßler wünscht dem Projekt, dass auch MigrantInnen Paten und Patinnen werden.



Irgendjemand soll immer weg

Für den Literaturwissenschaftler Klaus Theweleit ziehen Dschihadisten und Rechtsradikale am gleichen Strang

▲ **Angst haben – Eier haben.** Ein durch Prügel, Ablehnung oder Drohungen traumatisiertes Kind und später der Jugendliche verbleibt in einem Körper, der geplagt wird von übermächtigen Angstzuständen. Foto: kwasibanane

Das Gespräch führte Viktoria Balon

Wie spricht man als aufgeklärter, liberaler Mensch mit diesen »besorgten Bürgern«? Soll man ihre Sorgen ernst nehmen und verstehen?

Besorgte Bürger würden Flüchtlingen helfen. Besorgte Bürger, die hetzen, sind keine. Deren Sorgen sind vorgeschoben; sie wollen auch nicht verstanden werden, sie wollen Anhänger haben; mit ihrem Scheiß gewählt werden. Was soll man da sprechen? Linken wird vorgeworfen, sie hätten versagt, weil sie sich nicht genug um die Populisten gekümmert hätten. Was für ein Quatsch. Wie soll man sich etwa um Gruppen

von Neonazis kümmern? Wenn man auf solch besorgte Bürger einen genaueren Blick wirft, sieht man, dass sie meist auf Gewalt aus sind; die sich ihre Stiefel anziehen und auf dem Weg in die Disco Obdachlose oder Flüchtlinge zusammenschlagen oder Flüchtlingsheime anzünden. Als ob die mit einem reden wollten! Es gibt ein paar Filmemacher, z.B. Thomas

Heise, die da hinein gingen und Personen fanden, die auf dem Sprung waren, auszusteigen. Die wollten reden und taten es auch. Sonst kommt man an sie auf keine Weise ran; auch nicht an Frau Petry, die damit »argumentiert«, dass sie sich um die Sorgen der Leute kümmert mit Schlagworten wie *Lügen-Presse*, die das angeblich nicht täte. Solche Leute wissen ganz genau, dass es nicht stimmt, was sie sagen. Darauf gibt es nur Antworten von derselben Grobheit: *Lügen-Presse-Petry* also, anders würde ich sie nicht nennen. Deswegen ist das neue Wort *postfaktisch* so bescheuert. Das Wort *kontrafaktisch*, das wir bisher benutzt haben, ist viel zu

treffender. Alle diese Gruppen und Verbände, die primär an irgendetwas »glauben«, leben ganz bewusst im Kontrafaktischen, also mit Sachen, die ganz klar nicht stimmen; ob das die Auferstehung von den Toten ist oder die Behauptung, alle Flüchtlinge seien Sozialchamarotzer. Deswegen kann man sie auch nicht widerlegen. So wie man nicht mit Tatsachen der Evolu-

tion gegen die christliche Behauptung der Erschaffung der Welt in sieben Tagen argumentieren kann. Könnte man das, wüssten die Gläubigen nach drei Minuten, dass es nicht stimmt, was sie sagen. Und die rechten Hetzer wüssten, dass sie nicht *das Volk* sind.

Man kann solchen helfen und mit solchen reden, die auf der Kippe stehen. Diese trifft man überall, in der eigenen Nachbarschaft, in den Schulen, da kann man reden. Man kann mit allen reden, die zweifeln, die nicht wissen, wo es lang geht, da lohnt es sich; und dies geschieht auch.

Es ist in der aktuellen Debatte oft nicht einfach, gegen beide Ideologien – die muslimisch-fundamentalistische und die der AfD – zu argumentieren. Gibt es einen gemeinsamen Nenner?

Da sehe ich keine Schwierigkeit. Man kann selbstverständlich mit ähnlichen Argumenten arbeiten. Diese Gruppen wollen an erster Stelle immer, dass irgendjemand weg soll. Diese Forderung ist immer gleich, egal, im Namen welcher Ideologien sie vorgebracht wird. Die AfD-ler sagen: »Muslime raus!« – Pegida hat das im Namen. Und die Islamisten sagen:

»Alle, die nicht auf eine bestimmte Art und Weise Allah anhängen, auch abweichende Muslime, sollen weg, sie haben kein Lebensrecht.« Das ist nicht nur ein tiefer Antidemokratismus, es ist kriminell. Wer so redet, negiert prinzipiell die Gleichheit von Menschen.

Wobei daran zu erinnern ist, dass die momentan so hoch gehängten *Europäischen Werte* in Deutschland beispielsweise vor 70 Jahren noch nicht galten, keine Spur von diesen Werten war damals da; die Juden und Roma und andere hatten hier kein Lebensrecht. Und wenn man sagt, Deutschland steht heute weit vorne bei den demokratischen Werten, dann muss man dazu sagen: Die haben wir zwangsweise von Amerikanern, Briten und Franzosen gelernt, die das Land nach dem Krieg besetzten. Und die meisten hier sind tatsächlich nach und nach demokratisch geworden.

Also kann man Dschihadisten oder einer Frau Petry mit demselben Argument entgegen treten: Ihr wollt, dass die Anderen da verschwinden? Das ist despotisch; das ist Morddrohung. Ihr seid Tyrannen!

In Ihrem Buch »Das Lachen der Täter: Breivik u.a.: Psychogramm der Tötungslust« untersuchen Sie die aktuellen Mordtaten – eine extreme Form des Wunsches, dass »der Andere« verschwindet. Wieso kommen die Täter immer aus denselben Ideologien?

Ideologien töten nicht, es sind Menschen, die töten, noch genauer: Körper, die töten. Sie töten für die eigene vorübergehende Stabilisierung, für die Überwindung der Angst vor der eigenen Auflösung – vor körperlicher Fragmentierung. Die Quelle dieser Angst ist eine Grundstörung – der Begriff stammt aus der Psychoanalyse kindlicher Störungen, die von den Balints, von Margaret Mahler, Melanie Klein und anderen entwickelt wurde. Ein durch Prügel, Ablehnung oder Drohungen traumatisiertes Kind und später der Jugendliche verbleibt in einem Körper, der geplagt wird von übermächtigen Angstzuständen, und in dem sich keine Libido entfaltet, die lustvoll auf die Außenwelt reagieren kann. Die zerstörte Körperlichkeit hat kein liebendes Verhältnis zu sich selbst, keine positive Erfahrung der eigenen Haut, das macht ein Liebesverhältnis zu anderen Körpern so schwierig. In meinem Buch *Männerphantasien* ist diese Angst von Fragmentierung ausführlich untersucht und beschrieben, wie diese jungen Männer ihre Unsicherheit und ihren Selbsthass durch Gewalt nach außen kehren. Wobei ihre Sexualität selber gewaltförmig wird. Gegen die Drohung des psychischen Verschlungenwerdens panzert sich dieser Körper muskulär, durch Drill oder auch Sport. Diese Stabilisierung bleibt bei den meisten aber brüchig und es kommt zum Punkt, wo sie es nur noch durch Gewaltausübung schaffen, wo getötet werden muss. In diesem Punkt gleichen sich die Täter, die ich untersuchte, ob es nun Breivik ist oder die Dschihad-Killer. Deren Ideologien dienen meiner Meinung nach nur zur Rechtfertigung. Wunderbar, wenn man für das eigene Morden den Auftrag einer höheren Macht einsetzen kann; dann ist die eigene Schuld weg. Wobei die Täter oft ihre Begründungen von jemandem abschreiben – wie es Breivik in seinem 1500-Seiten-Manifest gemacht hat. Aber es geht um Stabilisierung eigener Körperlichkeit, das ist primär, deshalb lacht der Täter oft bei seiner Tat, er ist beäuscht davon, in einem explosiven Akt aus seiner brüchigen wie auch gepanzerten Körperlichkeit

»Wunderbar, wenn man für das eigene Morden den Auftrag einer höheren Macht einsetzen kann; dann ist die eigene Schuld weg.«

herauszukommen. Ob manche Selbstmordattentäter, die sich ja wirklich auflösen, tatsächlich glauben – von ihren Führern ermuntert – am nächsten Tag mit 72 Jungfrauen im Paradies aufzuwachen, weiß ich nicht. Von dort haben wir noch keine Interviews und kein tägliches Getwitter.

Was denken Sie über dieses sich immer weiter verbreitende neue Macho-Ideal, das sich zuerst bei Putin und jetzt bei Trump

zeigt? Heute fragt auch das Springer-Blatt »Die Welt«: »Warum haben linke Männer keine Eier?« Ist dieser Appell zum Männlich-sein ein Teil des rechten Populismus?

Sicher ist »Eier haben« rechts; wie rechte Führungsfrauen damit klar kommen – don't know. Aber die Formel kommt nicht unbedingt von Putin oder Trump her. Es war Oliver Kahn, der mal auf einen Verteidiger der eigenen Mannschaft losging. Später im Interview sagte er, der hätte keine Eier und verlangte, dass die Bayern Eier haben sollten. Der Spruch wurde so von Oliver Kahn und *Bild*-Schlagzeilen populärisiert.

Ob Linke keine Eier hätten? Die Linke in den 70ern war durchaus militant; nicht unbedingt gegenüber Frauen, sondern gegenüber dem Macho-Prinzip selber. Es gab dann eine andere Männlichkeit: eher pazifistisch; der *Softie* wurde geboren; konnte aber jederzeit bereit sein, sich mit Gewalt auseinanderzusetzen. Wenn heute Überlegenheitsgefühle etwa gegenüber Homosexuellen neu geschürt werden, baut sich ein Machismus neu auf, es ist aber kein neuer, es ist der alte. Ja, der Aufruf an die starken Männer ist rechte Ideologie.

Und sie erstarbt in Deutschland wieder?

Da habe ich Zweifel. Ich bin alt genug, mich an die deutsche Nachkriegsgesellschaft zu erinnern, die immer gegen Randgruppen in Stellung zu bringen war. In den 60ern spitzte es sich zu auf die Studenten. In »*Drei Kugeln auf Rudi Dutschke*« sang Wolf Biermann: »*Die Kugel Nummer Eins kam aus Springers Zeitungswald*«. Bei einer Stuttgarter Straßenumfrage der Tagesschau von 1977 hörte man auf die Frage »*Was tun mit den Studenten?*« Bürgerantworten wie: »*Auf der*

Flucht erschießen«, »*Vergasen*« »*Geht nach drüben, verschwindet*«. Bis Ende der Siebziger war der Prozentsatz solcher Menschen hoch. Bis die grüne pazifistische, die ökologische Kultur und besonders der Feminismus sich in vielen Bereichen durchsetzten. Ab da gab es einen Wandel, der Giftpegel sank – wie ich das nenne. Es gibt viel mehr Leute heute, die liberaler denken als damals. In den 60ern war die Hälfte der Gesellschaft rechts bis rechtsradikal. Und heute, wie Umfragen sagen, etwa 25 Prozent. Meiner Meinung nach ist das rechte Potenzial zurückgegangen. 1972 hatte die NPD 12 Prozent im Landtag und ist dann verschwunden. Auch die AfD war schon am Verschwinden, und bekam wieder Aufschwung nur durch die angeblich Millionen Flüchtlinge in Deutschland; vor allem aber durch das Internet. Früher gab es nur diese Blättchen, wer las die schon? Heute haben sie die Möglichkeit, alles zu kommentieren. Wenn vor 20 Jahren ein Heim angezündet wurde, haben die Zeitungen kritisch geschrieben und es dann vergessen. Heute gibt es viele Leute, die schreiben auf Facebook: »*Prima, weiter so, mehr Heime sollen brennen*« und sie werden gelesen. Es gibt ein neues rechtes Bewusstsein, das einen anderen Umgang mit dem Öffentlichen gelernt hat. Aber das rechte Potenzial ist zahlenmäßig nicht gewachsen. Die Friedrich-Ebert-Stiftung hat neulich eine

»Wenn man weiß, der wohnt ein paar Häuser weiter, dann hat man nicht mehr gleich Angst, wenn ein Ast vor der Haustüre knackt.«

Untersuchung publiziert: 77% der Bevölkerung sind gegenüber Migranten nicht feindlich. Aber 40 Prozent haben etwas gegen den Islam – sie wollen nicht, dass sein Einfluss wächst.

Es gibt tatsächlich viele Ängste in der Gesellschaft, die Populisten ausnutzen. Woher kommen sie?

Einen Punkt kann ich nachvollziehen. Fast alle haben eine bestimmte Angst vor Fremden. Gewalt existiert real, sie haben damit eigene Erfahrungen. Es gibt Verbrecher, unter Einheimischen wie auch unter Migranten, es wäre blöd, das zu leugnen. Und Statistiken beruhigen nicht, selbst wenn sie sagen: Es sind nicht überwiegend die Fremden, die kriminell sind. Es hilft, wenn man die Menschen, die man trifft, kennt. Wenn man weiß, der wohnt da und da, ein paar Häuser weiter, man trifft ihn oder sie öfter im Laden, dann hat man nicht mehr gleich Angst, wenn ein Ast vor der Haustüre knackt. Ängste verschwinden durch Berührung und Kontakt. Deshalb ist es gut, wenn Migranten mehr in die Vereine gehen. Aber Kontakte sind auch überall im Alltag möglich, angefangen beim freundlichen Blickkontakt in der Straßenbahn.

■ In den 70er Jahren legte Klaus Theweleit in seinem zweibändigen Werk »*Männerphantasien*«, ein Bestseller in linken und alternativen Buchhandlungen, eine neue und ganz eigene Faschismusdeutung vor. Das Buch wurde immer wieder aufgelegt und in zahlreiche Sprachen übersetzt, unter anderem ins Amerikanische, Serbokroatische, Holländische, Schwedische und Italienische. 1998–2008 lehrte Theweleit als Professor für Kunst und Theorie an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe. Er lebt und arbeitet als Kulturtheoretiker und freier Autor in Freiburg und nimmt regelmäßig Lehraufträge in Deutschland, den USA, der Schweiz und Österreich an. In seinem neuesten Werk, »*Das Lachen der Täter*« (2015) greift Klaus Theweleit seine Thesen aus den »*Männerphantasien*« wieder auf.

► **Klaus Theweleits Bücher.** Sein zweibändiger Klassiker »*Männerphantasien*« erschien 1977/78 im Verlag Roter Stern/Stroemfeld, sein aktuelles Werk »*Das Lachen der Täter*« im Residenzverlag.





Italienischer Kaffee und englischer Humor

Das Strass-Cafe in der oberen Altstadt

▲ Im Strass-Café. Ein paar Tische, eine Fensterbank, antike Spiegel, bunter Strass, Zeitschriften ... Fotos: kwasibanane

Von Vera Bredova

Vor Jahren bestaunte ich einmal die Vitrine dieses Ladens: Solchen Schmuck und solche Hüte hatte ich noch nie gesehen. Wie bei *Frühstück bei Tiffany*. Und hier entdeckte ich neulich ein Café!

In Großstädten sind Läden mit ungewöhnlichen Kombinationen im Angebot schon lange im Trend, aber vor 12 Jahren war das Strass-Cafe vermutlich das erste dieser Art in Freiburg. Der Kaffee kam zu Schmuck und Antiquitäten dazu: Aus einer geschäftlichen Notwendigkeit und dem Bedürfnis etwas zu ändern wurde diese Idee geboren, – erklärt der Besitzer Martin Craven. »Damals gab es keinen so großen Wettbewerb um die Qualität des Kaffees, er schmeckte meist schrecklich. Inzwischen gibt es viel guten Kaffee. Das ist ein Beispiel der Integration der Freiburger: Es ist eine kultivierte Stadt, die Menschen reisen viel

und haben dadurch was gelernt«. Mit der wunderschönen italienischen Espresso-Maschine Faema von 1963 produziert er Kaffee, der auch heute besonders schmeckt und er kostet dabei nur zwischen 1,70 und 2,50 Euro.

Martin Craven kommt aus Manchester. Er hat dort sein Jura-Studium in den 1970ern abgebrochen und trampelte drei Jahre lang durch Europa, bis er in Griechenland eine Freiburgerin traf.

»In Freiburg vermisste ich am Anfang die Großstadt, aber als ich Vater wurde, habe ich verstanden, wie toll es ist, hier Kinder groß zu ziehen. Ich fahre oft Rad und man fragt mich, wieso ich immer die gleiche Strecke fahre? Weil sie schön ist!«

Nur ein paar Tische, Sitzplätze auf dem Fensterbrett, antike Spiegel, Schimmer von buntem Strass im Regal und in der Kommode und Design-Zeitschriften. – »Sind auch deine Kunde besonders elegant?« – »Ja, wegen des Schilds auf der Tür«, scherzt Martin. Ich schaue hin – dort hängt keines.

Die Menschen, die hierher kommen, sind eine bunte Mischung: von Handwerkern bis Anwälten, jeden Alters. Am Samstag sind viele Flaneure und Touristen da, aber jetzt am Werktag ist das winzige Cafe mit Leuten, die hier ihre Mittagspause verbringen, gestopft voll. Sie opfern anscheinend gerne ihr Mittagessen, da es außer dem Käsekuchen vom Münsterplatz nichts zum Essen gibt. »Ich komme hierher, weil sein Akzent sympathisch ist«, sagt mir einer von ihnen. Es wird hier auch gern Englisch gesprochen, im Smalltalk mit Martin, aber es gibt nicht viele Muttersprachen.

»Ich bin Europäer, egal, wo ich in Europa bin, fühle mich komfortabel. Er hat mich total enttäuscht, dieser Brexit. Die Wähler wurden angelogen und wollten glauben, dass sie wieder groß werden. Aber diejenigen, die jetzt an der Macht sind, können nur das Scheitern groß machen.«

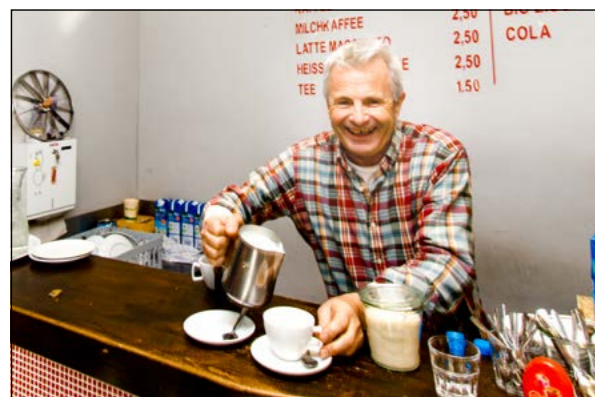
– »Aber der im Laden angebotene Schmuck ist nicht europäisch, oder?« – »Das ist amerikanische Kultur! Zum Beispiel aus den 40er Jahren, als viele Emigranten nach Amerika gekommen sind und angefangen haben dort zu arbeiten. Viele von ihnen haben solchen Schmuck gemacht. Man kann an den USA viel kritisieren, aber wenn ich dort bin, ist es immer noch ein großes Abenteuer für mich. Es gibt vieles, was ich dort mag: große Schriftsteller, die Musik und diese Funde, die ich hauptsächlich auf Märkten in Florida, aber auch in Läden in New York und Neuengland machte. Schau mal diese Kupfer-Kette aus den 60er Jahren von der Westküste.

Hier erscheint sie groß, aber in Amerika mögen sie es sogar eher noch größer. Das war das Statement: das Leben nach dem Krieg zelebrieren!«

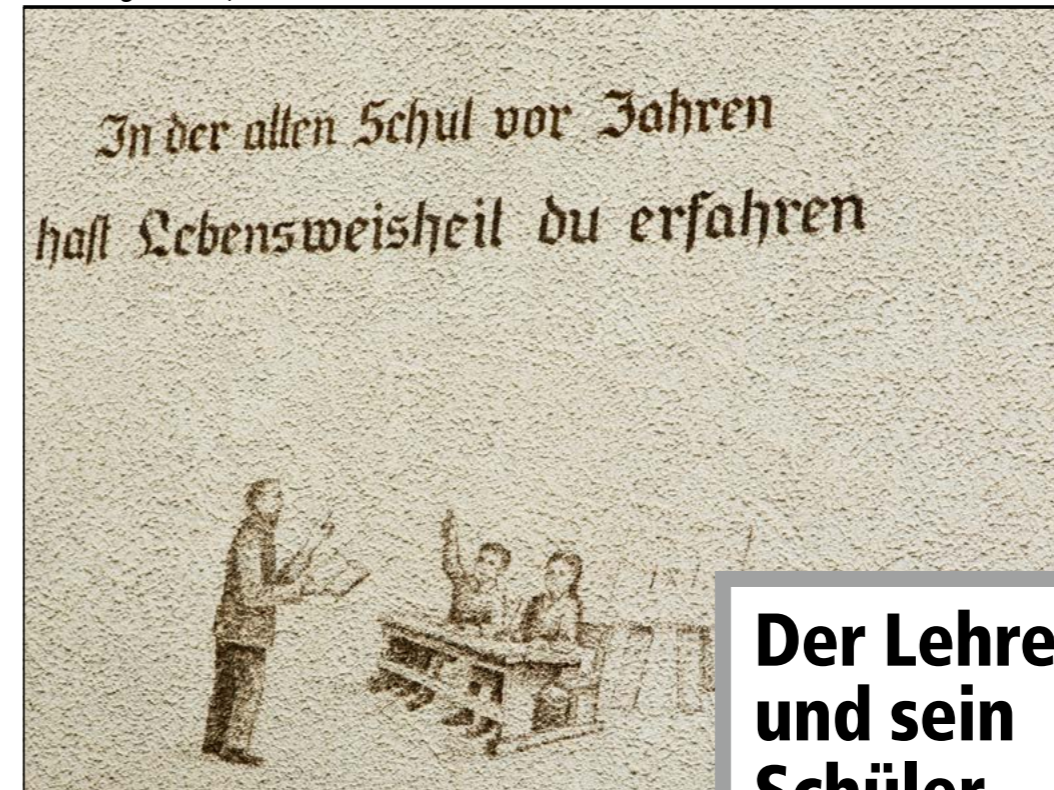
Am Nachmittag kommen Nachbarn aus den Läden nebenan. Alexandros aus dem Board-Shop, »griechischer Stadtbürger und hundertprozentiger Grieche«, der hier geboren ist, lobt das Cafe für »das Lokale«. Masud aus dem Afghanischen Geschäft ist fast jeden Tag hier: »Es erinnert mich an unsere Teehäuser, der Betreiber ist immer sehr wichtig, weil er die Menschen aufnimmt. Tee kann man überall trinken, so wie auch Kaffee.«

»Außer mir arbeiten hier Angela und Barbara, sie haben auch ihren Fanclub, und Craig – er ist auch aus Manchester, aber Süd-Manchester, das ist was ganz anderes!« Britischer Humor scheint ansteckend zu sein, alle machen lässige Witze und es wird viel gesprochen hier, auch über Politik natürlich. »Ich glaube, meine Kunden sind offene Menschen. Ich höre nicht alle Gespräche, aber ich wäre sehr traurig, wenn jemand hier rassistisch reden würde. Ich würde ihn bitten zu gehen. Hier in der Stadtmitte nörgeln manchmal Menschen, sie sei voller Flüchtlinge. Aber ich wäre an ihrer Stelle auch hier. Als Trampser war ich auch nicht auf dem Campingplatz am Rande der Städte, ich wollte sehen, was die Menschen machen!«

■ Strass-Café, Herrenstraße Ecke Schusterstraße, Montag bis Freitag 9–18 Uhr, Samstag 9–16 Uhr



▲ Strass-Café-Inhaber Martin Craven ist überzeugter Europäer mit britischem Humor



▲ Der Lehrer vermittelte seinen Schülern doch ganz andere Werte. Wandmalerei an einer alten Dorfschule am Mittelrhein Foto: kwasibanane

Der Lehrer und sein Schüler

Der Versuch eines Dialogs

Das Gespräch führte Ferenc Farkas

Arif*, ein junger Mann, der in Deutschland aufgewachsen ist und hier trotz seines Migrationshintergrunds gute Chancen gehabt hätte, entscheidet sich plötzlich, in die »Heimat« zurückzukehren. Damir, sein ehemaliger Lehrer aus Freiburg, selber *Migrantenkind*, ist ratlos: Wieso unterstützt Arif von ganzem Herzen und mit Engagement Erdoğan? Der Lehrer vermittelte seinen Schülern doch ganz andere Werte.

Damir: Arif ist hier geboren und aufgewachsen, ich hatte ihn drei Jahre als Klassenlehrer. Er hat das ganze Wertesystem, Regeln, die wir hier haben, beigebracht bekommen. Er hat auch so gelebt, hat alle die Freiheiten, die wir unter Demokratie verstehen, genossen und ich hatte das Gefühl, dass er ein reifer junger Mann ist, dem es hier auch gut geht. Er hat einen guten Abschluss gemacht und war sozial sehr engagiert. Plötzlich entdeckte er für sich Erdoğan, seine »Wurzeln«, und aus einer Trotzhaltung heraus hat er das verteidigt, was andere kritisiert haben.

Was könnten Ihrer Meinung nach die Gründe einer solchen »Suche nach Wurzeln« sein?

Als Schüler bekam ich einmal eine Zwei in Deutsch in meinem Zeugnis, obwohl ich im Unterricht sechsmal eine Eins hatte. Der Lehrer erklärte meiner Mutter: »Stellen Sie sich vor:

Ich gebe einem ausländischen Kind eine Eins und dem Deutschen eine Zwei. Was sollen die Deutschen davon halten?« Da habe ich verstanden: Ich bin kein Deutscher, ich bin Ausländer. Das waren Dinge, mit denen ich kämpfen musste, die bei mir bestimmte Spuren hinterlassen haben. Ich stamme aus dem ehemaligen Jugoslawien, und ich kenne die Lage ganz gut, in der die Gastarbeiter-Kinder stecken, die nicht selten viel nationalistischer unterwegs sind, als die, die dort in den Heimatländern leben. Diese Kinder sind einerseits ein Teil der deutschen Gesellschaft, andererseits kriegen sie mit – durch ihre Namen oder ihr Aussehen –, dass sie doch keine Deutschen, sondern eben Ausländer sind. Damals habe ich mir das Ziel gesetzt, als Lehrer diesen Kindern zu helfen.

Wie funktioniert das in der Praxis?

Ich unterrichte in einer Realschule geistes- und naturwissenschaftliche Fächer. Ich bin auch Klassen- und Verbindungslehrer. Nach dem kategorischen Imperativ von Kant »Handle nur nach denjenigen Maximen, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werden« vermittele ich meinen Schülern ein humanistisches Weltbild. Ich versuche auch ihrem Lebenslauf nach der Schule zu folgen, sodass sie mir sogar nach zwei bis drei Jahren eine *Freundschaftsanfrage* auf Facebook senden und so kommen wir dann in Kontakt. *War das so auch mit Arif?*

Ja genau. Wir waren per Facebook in Kontakt, und nach diesem Putsch fuhr er in die Türkei und ließ alles hinter sich. Er kennt das Leben vor Ort nicht so, wie jemand, der dort lebt, er kennt einfach diesen Ferienmodus. Das ist natürlich schon ein krasser Schritt. In dieser Phase, wo eben alle auf der Straße waren, sagte er: »Es wird Geschichte geschrieben und ich möchte dabei sein, bei meinem Volk«. Das hat mich echt aufgewühlt und ich wusste nicht wie ich reagieren sollte. Ich sage ganz ehrlich: Ich habe es eine Zeitlang vermieden mit ihm eine Debatte zu suchen und wir führten so eine Art Koexistenz. Das heißt, dass ich nicht mehr so viel über das Thema poste, weil ich ihn nicht permanent belasten möchte. Ich möchte ihm nicht auf den Sack gehen.

Wie wird diese Geschichte weitergehen?

Wenn die Emotionen vorbei sind, hoffe ich, dass wir dann nicht zwei Monologe, sondern einen Dialog führen können. Ich versuche eigentlich jetzt über ihn ein bisschen mehr über mich herauszufinden, wie ich mit diesen Konflikten umgehe. Ich möchte Strategien entwickeln, um Brücken zu bilden, den Kontakt aufrecht zu erhalten, damit er nicht abreißt. Irgendwann hoffentlich werden wir über einen Dialog zueinander finden und über Argumente diskutieren können.

* alle Namen wurden vom Autor geändert

InTipps

Respect Words »Der gefährliche Wind in der Rede – Wie umgehen mit Hassreden in den Medien«. Das Seminar richtet sich an JournalistInnen, die mit Hassreden konfrontiert sind. Was läuft da ab und wozu? Welche Strategien, reaktiv, offensiv, kurz- und langfristig gibt es dagegen? Wie sieht das für unmittelbar Betroffene aus? ■ Do 27. 4. Goethe Institut, Wilhelmstr. 17, 18:30, Fr 28. 4. 18:00, Sa 29. 4. 9:00–16:30, So 30. 4. 9:00–13:00 Haus 37, Vauban. ■ Anmeldung: nohatespeech@rdl.de ■ Die Teilnahme ist kostenlos

Weltensammlerinnen. Ausstellungen, Lesungen, Filme, Tanz, Theater, Workshops. Die Veranstaltungsreihe setzt auf das kreative Potenzial von Kulturakteurinnen aus verschiedensten Herkunftsländern. Mit ihren Werken und Aktionen hinterfragen sie scheinbare Selbstverständlichkeiten und eröffnen neue Horizonte. Auch prominente Künstlerinnen und AutorInnen wie Yoko Tawada, diesjährige Kleist-Preisträgerin, sind dabei. Veranstaltet vom Kulturamt und der Stelle zur Gleichberechtigung der Frau. ■ Fr 28. April – Do 22. Juni 2017 ■ E-WERK, Kommunales Kino, Literaturbüro und VHS ■ www.freiburg.de/weltensammlerinnen

Georgische Woche in Freiburg. In der Woche werden georgische Kultur und Künstler vorgestellt und eine umfassende Sicht auf Georgien vermittelt. Lesungen, Ausstellungen, Theaterstücke, Filme und Konzerte mit georgischen und internationalen Künstlern. ■ 27. Mai – 2. Juni 2017, E-Werk, Stadttheater, Kommunales Kino, Freiburger Galerien, Künstlerwerkstätte und andere Orte ■ www.georgische-woche.de

Wegweiser für Migrantinnen und Migranten mehrsprachig und multimedial. Die Stadtverwaltung hat ihr Online-Angebot für Migrantinnen und Migranten um Informationen speziell für Geflüchtete ergänzt. Jetzt stehen alle notwendigen Informationen in elf Sprachen zur Verfügung. Dadurch wird der Zugang zu Behörden, Beratungsstellen und Angeboten in verschiedenen Bereichen erleichtert. ■ Der Wegweiser ist abrufbar über www.freiburg.de/refugees.

Fotoausstellung: »Begegnungen der Generationen und Kulturen«. In der Cafeteria zeigt Reinhardt Jacoby (Kwasibanane) erstaunliche bis skurrile Schnappschüsse aus aller Welt und im Foyer des Haus Schloßberg gewährt Alexandra Heneka Einblicke in den Stiftsalltag. ■ bis 24. September 2017, täglich 14–17 Uhr (außer mittwochs), Haus Schloßberg, Hermannstraße 14, Freiburg ■ www.stift-freiburg.de



Von Murat Küçük

In meiner Kindheit habe ich kein *Mutancana* gegessen, weil etwa seit 400 Jahren niemand mehr so kocht. *Tarhana* – eine Suppe aus Mehl und Tomaten, auch ein altertümliches Gericht, wurde bei uns dagegen häufig gekocht, zu oft, als Kind habe ich es nicht so gern gegessen. Es gab andere leckere Sachen, die ich noch heute, wenn Arbeit und Zeit es erlauben, für meine Kinder und Frau koche: Köfte, Bulgur, Linsensuppe, Bohnen und türkische Fischrezepte. Kochen ist für mich wie Meditation, dabei kommen Gedanken z. B. für ein neues Buch. So wie diese Idee, einige historische Rezepte in den Text zu integrieren.

Als wir mit meiner Frau noch in Istanbul lebten, haben wir mal in einem Restaurant, das Rezepte der osmanischen Küche nachkochte, gegessen: Es schmeckte hervorragend. In meinem neuen Roman hat die Freiburger Promotionsstudentin Pia eine Freundin in

Istanbul: Nilgün, die ein kleines Restaurant in Beyoglu betreibt und die immer nach neuen Rezepten sucht. Als Pia sie besucht, planen Nilgün und ihre Kollegin Semiramis die Speisekarte der nächsten Woche.

Obwohl dies Literatur ist, ist das Rezept keine Fiktion. Nachkochen und selber ausprobieren, wie ein Sultan isst!

Mutancana

Ein Gericht für den Sultan



◀ Keine Kartoffeln, keine Tomaten, keine Paprika, keine Bohnen.

Gekocht und fotografiert von Murat Küçük ▲ Sultan Mehmed II. Gemälde vermutlich von Sinan Bey, Istanbul, gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Foto gemeinfrei

Was hat dich an Freiburg überrascht?

Ich bin unglaublich beeindruckt von dem Sternenhimmel. In Indien habe ich noch nie so viele Sterne so klar sehen können. Freiburg ist für mich einfach die Stadt mit einer perfekten Größe, es fühlt sich alles irgendwie kuschelig an.

Kushali, Indien, United World College

Die Dreisam als großen Fluss mitten in der Stadt finde ich wirklich wunderbar. Das war für mich etwas ganz Neues. Es hat mich überrascht, wie normalisiert der Konsum von Alkohol und Zigaretten hier ist. Man kann Leute selbst auf öffentlichen Plätzen sehen, die Alkohol trinken. Ich persönlich finde das problematisch.

Luhar, Israel, United World College

Zur Begrüßung gibt man hier auch Frauen die Hand, und nicht wie bei uns ein Küsschen auf die Wange.

Manu, Spanien, Goethe-Institut

... und was fehlt dir hier?

Die Clubs schließen meistens sehr früh, bei mir zuhause haben die Clubs bis 6:30 Uhr geöffnet.

Manu, Spanien, Goethe-Institut

Ich vermisse die Berge, die meinen Heimatort umgeben – und dass man einfach mit jedem auf der Straße einen kurzen Plausch halten kann.

Anis, Montenegro, United World College

»Das weißt du sicher, bist ja Historikerin«, sagte Semiramis, noch bevor Pia sich gesetzt hatte. »Wurde damals im Palast des Sultans überhaupt Fisch gegessen?«

»Keine Ahnung«, antwortete Pia verblüfft.

Nilgün lachte. »Semiramis meint, es gab nie Fischgerichte im Topkapı-Palast.«

»Nicht ich, es steht im Buch«, erwiderte Semiramis. Sie nahm das Buch und las: »Für den täglichen Bedarf des Topkapı-Palasts werden jeden Tag 200 Schafe, 100 Lämmer, 40 Enten, 100 Paare von Tauben und andere Jagdvögel besorgt. In den Palast kommt kein Fisch rein.«

»Seltsam«, murmelte Nilgün. »Von drei Seiten vom Meer umschlossen, aber sie essen keinen Fisch.«

Semiramis zuckte mit den Schultern.

»Wir bieten diese Woche osmanische Küche an«, erklärte Nilgün. »Alles soll original sein.« Sie schaute auf ihre Uhr. »Okay, schnell. Am Freitag sind wir fertig. Samstag ist dran. Suppen?«

»Tarhana«, sagte Semiramis.

»Meinst du, das geht?«

»Klar geht das, wenn es der Sultan mag.«

Tarhana war eigentlich ein einfaches Bauern-Essen. Welchem Sultan dies geschmeckt hatte, wollte Pia wissen, sie fragte aber nicht. Als Nilgün

Kartoffelsuppe vorgeschlagen hatte, entgegnete diesmal Semiramis: »Geht nicht, meine Liebe.«

»He, warum?«

»Weil es keine Kartoffeln gab! Vergiss nicht, dass wir uns in der Ära des Sultans Mehmet dem Eroberer befinden. Amerika war noch nicht entdeckt.«

»Interessant eigentlich«, sagte Nilgün. »Wenn man die osmanische Küche genau betrachtet: keine Kartoffeln, keine Tomaten, keine Paprika, keine Bohnen... Das ist echt schwierig aus heutiger Sicht zu denken, was haben sie dann wohl gegessen?«

»Statt Tomaten wurden Aprikosen oder Pflaumen verwendet«, erklärte Semiramis.

»Okay, das zweite Gericht?«

»Mutancana.«

»Was ist das?«

»Ein beliebtes Rezept aus dem 15. Jahrhundert«, erklärte Semiramis.

»Mehmet dem Eroberer schmeckte es jedenfalls.«

»Sie schwärmt doch von diesem Eroberer«, sagte Nilgün augenzwinkernd. »Gut. Versuchen wir es, vielleicht wird das ja beliebt. Und am Sonntag Brunch. Unsere Palast-Woche ist fertig.«

»Nahm Sultan Brunch, meine Liebe?«

»Jetzt muss er, sonntags gaben wir schon immer Brunch, basta. Sonst schließen wir den Laden.«

Rezept für vier hungrige TürkInnen

- 1 kg Hühnerschenkelfleisch ohne Knochen und in kleinen Stücken
- 15 kleine Schalotten oder 2 mittelgroße Zwiebeln
- 100 g Mandeln
- 1 Esslöffel Honig
- ½ Teetasse Olivenöl
- 50 g getrocknete Zwetschgen
- 50 g getrocknete Aprikosen
- 50 g schwarze Trauben (falls erhältlich)
- 3 Esslöffel Essig
- Salz

- Mandeln in lauwarmem Wasser einweichen, schälen und halbieren
- Olivenöl in einer Pfanne erhitzen
- Schalotten schälen, schneiden, grob hacken und glasig andünsten, Mandeln dazu geben und mit den Fleischwürfeln anbraten
- Honig, Salz und Pfeffer, 1–1½ Becher Wasser dazu geben, gut mischen und auf kleiner Flamme 20 Minuten köcheln lassen
- Aprikosen und Pflaumen in Stücke schneiden, mit Trauben und Essig in die Pfanne geben und 10 weitere Minuten köcheln lassen
- Heiß servieren.
- Dazu passen am besten Bulgur Pilav oder Reis, beides gab es schon im 15. Jh und dazu Ayran.
- Guten Appetit, Afiyet olsun!